This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

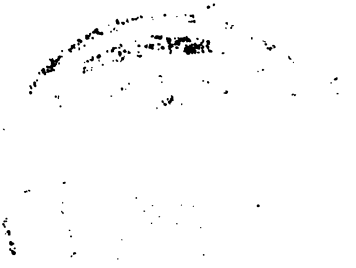
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jul 17 1941



Napoleon in Deutſchland.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Napoleon und der Wiener Congreß.

Vierter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Mundt Klara Müller

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Vierter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

DC209
M8

v.4

Siebentes Buch.

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

I.

Das Maifeld.

Ganz Paris war heute in Bewegung, und ſchon beim Beginn des Tages ſah man die Bevölkerung ſchaarenweiſe durch die Straßen dahin ſtrömen, Alle dem Einen Ziele zu, Alle in eilfertiger, neugieriger Haſt dem Marsfelde ſich zuwendend, denn auf dem Marsfelde ſollte heute ein neues großartiges Feſt ſich begeben; ſchon von Lyon aus hatte der Kaiſer dem franzöſiſchen Volk verheißen, daß er, wie in den Tagen des alten Roms ein Maifeld berufen wolle, auf welchem das Volk über die Zukunft Frankreichs entſcheiden ſolle.

Heute am 1. Juni ſollte endlich dieſes „Maifeld“ abgehalten werden, heute ſollte das Volk ſeinen heimgekehrten Kaiſer auf dem Märzfelde begrüßen, auf dieſem weiten, ungeheuren Platz, den die Föderirten vom Jahr 1790 geſchaffen hatten, und auf dem vor

fünf und zwanzig Jahren zur Erinnerung an den ersten Jahrestag der Erstürmung der Bastille das große Föderationsfest stattgefunden hatte.

Auch heute sollten auf diesem Platz die Föderirten erscheinen, die Föderirten, welche auf den Ruf des Kaisers sich aus dem Pariser Volk hervorgehoben hatten, welche bereit waren mit den ihnen verliehenen Waffen das Vaterland und dessen Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen. Auch heute sollte auf dem Märzfeld ein glänzendes Fest gefeiert werden.

Was für ein Fest?

Das war die große Frage, welche alle Gemüther beschäftigte, und welche Jeder sich seinen Wünschen, seinen Hoffnungen gemäß beantwortete.

Denn diese vielen Tausende, die da rings um den Platz von der Frühe des Morgens an die Rasenstufen, welche die Republikaner von 1790 zu Sitzen für das Volk aufgeworfen hatten, einnahmen, diese vielen Tausende waren gekommen, um auf dem vom Kaiser berufenen Maifelde des ersten Juni den Schleier sich lüften zu sehen, welcher ihnen die Zukunft Frankreichs umhüllte; sie waren gekommen, nicht im Freudenjubel über vollbrachte Thaten, sondern in neugieriger Ungeduld endlich eine Thatsache zu erfahren, endlich zu

wiſſen, was der Kaiſer beabſichtige, warum er das Maifeld berufen, was er dem franzöſiſchen Volk zu ſagen habe.

Und Jeder wie geſagt, beantwortete ſich dieſe Frage nach ſeinen eigenen Wünſchen und Geſinnungen.

Dort drüben, unweit der Militairſchule ſtand auf den Raſenſtufen eine Schaar ernſter und düſterer Geſtalten, gebräunte Geſichter von ergrauetem Haar umwallt, die gerunzelte Stirn gezeichnet von dem Alter und den Erfahrungen, welche über ihren verwitterten Häuptern dahin gezogen.

Das waren die Republikaner, welche vor fünf und zwanzig Jahren als begeiſterte Jünglinge das Märzfeld hatten begründen helfen, welche das Kaiſerreich in der Stille verwünſcht, und den heimkehrenden Kaiſer nur deshalb freudig willkommen geheißen hatten, weil ſie von ihm erwarteten, daß er jetzt nur ein Werkzeug in ihren Händen ſein, daß Er, durch den der Thron der Lilien zum zweiten Male geſtürzt worden, jetzt nur daher komme, als der Herold der Republik, welche zwölf Jahr auf dem Märzfelde geſchlafen, und die Napoleon jetzt wieder mit ſeiner Imperatorſtimme zur Auferſtehung erwecken wolle.

Er wird dies Maifeld nur berufen haben, um dem

Volk zu verkünden, daß er seine Krone niederlegt zu Gunsten der Republik, sagten einige dieser Männer untereinander.

Aber wenn er das thut, werden wir uns wohl hüten, ihn wieder zum ersten Consul zu erwählen, murmelten Andere. Wir haben gesehen, was aus der Republik unter seinen Händen geworden ist.

Wir werden ihn schwören lassen, niemals wieder ein öffentliches Amt bekleiden zu wollen, flüsterten Andere. Gott hat ihn gesandt, um den letzten französischen Thron zu stürzen, und er darf nicht denken, daß er dem freien Frankreich einen neuen Thron auf den Nacken setzen darf. Tod allen Tyrannen und Verräthern!

Aber auch andere Stimmen wurden laut in dieser unermeßlichen Menge, die sich auf den Rasenstufen und auf dem weiten Platz hinter denselben bewegte, und die mit jeder Minute höher anschwoll, zu immer dichterer Masse sich zusammendrängte.

Wißt Ihr, weshalb der Kaiser das Maifeld berufen hat? fragte hier eine ernste männliche Stimme. Er will dem Volk beweisen, daß er kein Usurpator ist, und daß er die Hand nicht mehr ausstreckt nach einer Krone, die ihm nicht mehr gehört.

Es iſt wahr, ſagte ein Anderer, er iſt nicht mehr Kaiſer, er hat in Fontainebleau im vorigen Jahr der Krone entſagt und ſeinen Sohn zum Kaiſer ernannt und erklärt.

Ja, rief ein Dritter, Frankreich hat damals ſeine Abdankung angenommen und den König von Rom als Napoleon den Zweiten anerkannt. Napoleon hat alſo gar kein Recht mehr, ſich unſern Kaiſer zu nennen.

Er hat das Recht der Bajonette, ſagte ein Vierter, aber er will heute hier auf dem Maifelde dieſem Recht freiwillig entſagen, ſeinen Sohn zum Kaiſer von Frankreich ausrufen und das Volk fragen, ob es den Kaiſer Napoleon den Zweiten anerkennen will.

Aber ſein Sohn iſt ja nicht hier, rief ein Anderer. Der kleine König von Rom iſt ja noch immer Gefangener in Oeſterreich und ſein Großvater will ihn nicht heraus geben.

So werden wir ſo lange, bis wir ihn gezwungen haben, ihn uns herauszugeben, einen Regentſchaftsrath haben, ſagte ein Anderer. Da ſind ja noch alle Mitglieder des damaligen Regentſchaftsrathes verſammelt. Nur die Regentin von damals fehlt. Aber ſtatt deſſen nehmen wir Fouché als Präſidenten des Regentſchaftsrathes.

Ja, das iſt wahr, riefen hier und dort laute Stimmen aus der Menge hervor. Fouché iſt am beſten dazu geeignet, Präſident des Regentſchaftsrathes zu werden. Er iſt ein gar kluger und ſchlauer Mann und verſteht das Steuerruder des Staates mit geſchickter Hand durch alle Stürme hindurch zu lenken.

Und dieſer Ruf wiederholte ſich auf den verſchiedenſten Punkten in der wogenden Volksmenge; überall ſah man einzelne Männer ſich mit breiten Schultern und ſchlauem Lächeln durch das Gedränge Bahn machen, und den ſchweigenden, ſtaunenden Maſſen flüſterten ſie zu: wenn der Kaiſer kommt, ſo ruft: es lebe Napoleon der Zweite! Es lebe der Regentſchaftsrath!

Doch auch andere Zuflüſterungen ertönten hier und da in der Menge, wehten wie leiſes Windesſäuſeln über den Häuptern dieſer Tauſende dahin.

Wenn der Kaiſer kommt, ſagten ſie, ſo ruft: es lebe unſer König Ludwig! Es leben die Bourbonen!

Aber das Volk, welches zu den Stimmen, die ihm den Regentſchaftsrath und den Präſidenten Fouché empfohlen, nur geſchwiegen, das Volk antwortete auf dieſe bourboniſchen Zuflüſterungen mit einem verächtlichen Lächeln und einem abwehrenden Kopfſchütteln, und wie Wogenbrauſen rauſchte es über den weiten Platz dahin:

Siebentes Buch.

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

Zu beiden Seiten des hohen Thrones der Plattform ſtiegen in weiten Linien die Tribünen hernieder, auf welchen die von der Nation gewählten Kammermitglieder, die Miniſter, die Würdenträger und Beamten des Staats ihre Plätze hatten. Eine kleinere Tribüne nahe dem Thron war beſtimmt für die Prinzeſſinnen und die Damen des kaiſerlichen Hofes. Dem Thron gegenüber erhob ſich ein hoher Altar, um den die Prieſter in vollem Ornat ſich ſchaarten, nur noch den Erzbiſchof von Paris und die andern Biſchöfe erwartend, die mit dem Kaiſer daher kommen ſollten.

Hinter dieſem Altar, die halbrunden Bogen bis zu beiden Seiten der Tribünen ſich hinziehend, gegenüber der Militairſchule, ſtanden funfzigtauſend Soldaten in glänzendem Waffenſchmucke, mit flatternden Fahnen, mit einem Wald von blitzenden Bajonetten, und einer tauſendfachen Schaar der dreifarbigen kaiſerlichen Adler.

Eben ſchlug es vom Invaliden-Dome elf Uhr, und jetzt begannen die Kanonen des Invalidenhauſes ihre donnernde Stimme zu erheben, und die Kanonen des Forts Vincennes und des Montmartre gaben ihre ſchallende Antwort und verkündeten der Stadt Paris und dem Volk, daß der Kaiſer jetzt mit ſeinem Gefolge die Tuilerien verlaſſen habe und ſich dem Märzfelde nähere.

Eine tiefe Stille trat jetzt ein, alles Geräusch verstummte, alle Gespräche wurden abgebrochen, und diese aus mehr als zwanzigtausend Menschen bestehende Menge richtete ihre blitzenden, neugierigen Augen nach der Kriegsschule hin, aus dessen Balconfenstern sich der Kaiserzug nahen sollte.

Jetzt ward es lebendig da droben, jetzt sah man eine buntschillernde Masse daher wogen, und über die Tribünen sich ergießen. Diese Masse, das waren die Mitglieder der Kammern, die Volksvertreter und Wähler. Sie nahmen ihre Plätze ein, und schaueten gleich den Andern empor zu der Estrade.

Wieder bevölkerte sich diese jetzt, und in ihren glänzenden Uniformen mit blitzenden Ordenssternen geschmückt kamen die Generäle und Marschälle des Kaiserreichs daher, ihre Plätze einnehmend auf den Stufen der Pyramide auf der Vorderseite des Thrones. Nun folgten, unter Vorantritt ihrer Hofbeamten und Damen die Prinzessinnen des Kaiserhauses. Nur zwei von ihnen waren indeß in Paris anwesend, die Andern irrten geächtet und verfolgt in der Fremde umher und ihnen hatte es nicht gelingen wollen die Grenzen Frankreichs zu erreichen. Nur Lätitia, die Madame Mutter, war da, und Hortense, die Königin von Holland.

Sie nahmen auf der kleinen Tribüne hinter dem Thronſeſſel Platz; ſie waren in glänzender Toilette, das Haupt geſchmückt mit diamantenfunkelnden Juwelen, aber ihre Angeſichter waren trübe und mit bangen, angſtvollen Blicken ſchauten ſie hin auf dieſes glänzende Gewoge des Volks und der Soldaten. Kein Lächeln umſpielte wie ſonſt die Lippen der Königin Hortenſe, und ihre großen blauen Augen hatten Mühe die Thränen zurückzuhalten, die wider ihren Willen aus ihrem Herzen in dieſelben empor ſtiegen.

Kein Strahl des Glückes leuchtete aus dem edlen Antlitz der Madame Lätitia, feſt aufeinander gepreßt waren ihre Lippen, und ihre düſtern, ſpähenden Blicke ſchweiften weit über die Menge nach dem fernen Horizont hin, als lauſchten ſie auf den Donner des heranziehenden Gewitters, das dieſen neu aufgerichteten Thron ihres Sohnes in Staub und Aſche verwandeln ſolle.

Von der Eſtrade nieder ringelte ſich immer weiter die goldglitzernde, ſternfunkelnde Schlange des Kaiſerzuges hernieder. Jetzt war die hohe Geiſtlichkeit gekommen und hatte den unter dem goldgeſtickten Baldachin von ſeinen Prieſtern und den Weihkeſſel ſchwenkenden Chorknaben geleiteten Erzbiſchof zu dem Altar geführt.

Nun kamen die Hofbeamten des Kaiſers, dann die kaiſerlichen Pagen, und jetzt erſchien eine in Purpurſammet und Gold gekleidete Geſtalt auf der Eſtrade, jetzt blitzte da oben hoch über den Häuptern des Volks eine goldene Krone, ein goldener Scepter.

Dieſe wunderbare Geſtalt trat vorwärts, ſie ſchritt vor bis zu dem Thronſeſſel, drei andere Geſtalten in weißen goldgeſtickten Gewändern folgten ihr.

Die Kanonen donnerten, die Glocken von allen Thürmen jauchzten mit ihren ehernen Stimmen, aber das Volk — das Volk blieb ſtumm. Es ſchaute ſtaunend empor zu dem Thron, es fragte verwundert unter einander: iſt das der Kaiſer? Iſt dieſer Mann in dem Theaterputz, dieſer Mann in dem mit goldenen Bienen geſtickten Mantel von Purpurſammet iſt das Napoleon? Das der Feldherr, der uns erretten ſoll von den Feinden, die von allen Seiten gegen Frankreich heranziehen? Was ſoll's mit dieſem Kaiſermantel und der goldenen Lorbeerkrone? Warum zeigt er ſich uns nicht in ſeiner Uniform, mit dem Degen in der Hand, dem kleinen dreieckigen Hut über der Stirn?

Und weil man alſo fragte, und ſich verwunderte, und weil man ſtaunte und neugierig aufſchaute zu der geputzten goldflimmernden Geſtalt, blieb jeder ſtumm

vor Verwunderung, Staunen und Neugierde. Niemand dachte daran den Kaiſer zu begrüßen, und doch erkannte man ihn jetzt, doch ſah man ſein bleiches Antlitz von eherner Majeſtät, und ſeine großen, unergründlichen Augen, die nichts zu ſchauen und den Blick nach Innen gewandt zu haben ſchienen auf die geheimnißvollen Gedanken ſeiner eigenen Bruſt.

Stille, ungeheure beängſtigende Stille ringsum auf dem weiten Platz. Der Kaiſer in ſeinem glänzenden Mantel ſteht vor ſeinem Thron die erhobene Rechte gelehnt an die goldene, mit dem Kaiſeradler gekrönte Standarte. Ihm zur Seite ſeine drei Brüder Jerome, Joſeph und Lucian, alle drei in Tuniken und Mänteln von weißem Sammet, mit goldenen Bienen geſtickt.

Jetzt erhebt der Erzbiſchof vor dem Hochaltar da drüben ſeine Stimme, jetzt ſchmettern die Poſaunen und Pauken und das Hochamt beginnt. Nun, bei der Erhebung der heiligen Monſtranz, kommt zuerſt Leben und Bewegung in die athemloſe, ſtaunende Menge, und alle dieſe Bürger, Soldaten, Officiere, Magiſtratsperſonen, Generäle, Marſchälle und Fürſten, Alles beugt ſeine Kniee nieder in den Staub und erfleht in leiſem inbrünſtigem Gebet den Segen des Himmels für Frankreich. Selbſt der Kaiſer, ſonſt ſo gleichgültig

und unbeweglich bei ſolchen Ceremonien, ſelbſt Er ſcheint bewegt, und tiefer wie ſonſt beugt er ſein Haupt vor dem Weſen da droben, dem Einzigen, das größer iſt als Er!

Jetzt wieder, nachdem das Hochamt beendet, jetzt donnerten die Kanonen, begannen die Glocken ihr weithin ſchallendes Geläut, und dem Throne nahete ſich jetzt eine Deputation von fünfhundert Wählern aus allen Departements, welche kamen im Namen Frankreichs den Kaiſer zu begrüßen, und das Ergebniß der Wahlen und die Abſtimmung über die conſtitutionelle Zuſatzacte zu geben, welche der Kaiſer der von Ludwig dem Achtzehnten gegebenen Charte hinzugefügt hatte.

Dieſe Deputation der Fünfhundert erklärte im Namen Frankreichs die Zuſatzacte, welche der Nation alle die Freiheiten gegeben, die ihr noch fehlten, für angenommen, denn mehr als anderthalb Millionen Stimmen hatten für dieſelbe entſchieden und nur viertauſend gegen dieſelbe.

Frankreich, dieſes von mehr denn acht und zwanzig Millionen Menſchen bewohnte Frankreich hatte alſo mit noch nicht zwei Millionen Stimmen geſprochen, — ſechs und zwanzig Millionen hatten geſchwiegen!

Aber dieſe Stimmen, welche geſprochen, ſie hatten

doch jetzt über das Schickſal Frankreichs entſchieden, ſie hatten geſagt, daß Frankreich die Zuſatzacte annähme, welche ihm der Kaiſer geboten, daß es Napoleon danke für dieſen neuen Beweis ſeiner Liebe und Großmuth.

Jetzt erhob ſich Napoleon von ſeinem Thron, und ſich den Wählern zuwendend grüßte er ſie mit einem leiſen Neigen des Hauptes und einem flammenden Blick, der wie ein Blitz durch die Reihen der Männer dahin fuhr.

Athemlos lauſchend hatte Jeder ſein Haupt vorwärts geneigt, mehr denn zwanzigtauſend Menſchen ſchauten empor zu dem Kaiſer, horchten in geſpannter Aufmerkſamkeit auf dieſe volle, gewaltige Stimme, die jetzt machtvoll wie das Brauſen des Sturmwindes über ihren Häuptern dahin rollte, auf dieſe Stimme, deren metallnen Orgelklang man faſt ein Jahr lang nicht gehört hatte, von der man in zweifelndem Bangen nicht wußte, ob man ſie heute zum letzten Male hören würde.

„Ihr Herren Wähler, der Collegien, der Departements und der Arrondiſſements," ſprach der Kaiſer, „Ihr Herren Deputirte der Armeen zu Lande und zu Waſſer, ich grüße Euch auf dem Maifelde."

„Kaiſer, Conſul, Soldat, Alles was ich bin, bin

ich durch das Volk. Im Glück, im Mißgeſchick, auf dem Schlachtfeld, im Rath, auf dem Thron, im Exil, immer iſt Frankreich der einzige und ausſchließliche Gegenſtand meiner Gedanken und meiner Thaten geweſen.“

„Gleich jenem König von Athen habe ich mich für mein Volk geopfert in der Hoffnung, dadurch mein gegebenes Verſprechen, Frankreich ſeine natürliche Unantaſtbarkeit, ſeine Ehren und ſeine Rechte zu erhalten, ſich verwirklichen zu ſehen.“

„Der tiefe Unmuth, dieſe geheiligten, durch fünf und zwanzig Jahre der Siege erworbenen Rechte verkannt und auf immer verloren zu ſehen, der Schrei der entweiheten Ehre Frankreichs, die Wünſche der Nation haben mich zurückgeführt auf dieſen Thron, der mir theuer iſt, weil er das Palladium iſt der Unabhängigkeit, der Ehre und der Rechte des Volkes.“

„Franzoſen, indem ich inmitten des allgemeinen Jauchzens die verſchiedenen Provinzen des Reichs durchſchritt, um in meine Hauptſtadt zu gelangen, habe ich wohl auf einen langen Frieden hoffen dürfen, die Nationen ſind unter einander verbunden durch die Tractate, welche ihre Regierungen, wer ſie auch ſein mögen, geſchloſſen haben.“

„Meine Gedanken wandten ſich alſo ausſchließlich

den Mitteln zu, welche unsere Freiheit durch eine dem Willen und den Interessen des Volkes gemäße Constitution begründen sollten. Ich habe das Maifeld berufen."

„Ich mußte dennoch gar bald erfahren, daß die Fürsten, welche alle Principien verkennen, die Meinung und die theuersten Interessen so vieler Völker mit Füßen treten, uns den Krieg bringen wollen. Sie beabsichtigen ein Königreich der Niederlande zu schaffen, diesem alle unsere festen Plätze des Nordens als Grenze zu geben und die Differenzen, die sie noch trennen, dadurch zu versöhnen, daß sie sich Lothringen und den Elsaß theilen."

„Wir haben uns auf den Krieg vorbereiten müssen."

„Indeß, bevor ich persönlich den Wechselfällen der Kämpfe entgegeneile, hat es meine erste Sorge sein müssen, vor allen Dingen und ohne Zögern mit der Nation mich zu berathen. Das Volk hat die Acte angenommen, die ich ihm dargeboten."

„Franzosen, wenn wir diese ungerechten Angreifer zurückgedrängt und Europa zur Erkenntniß gebracht haben über das, was es den Rechten und der Unabhängigkeit von acht und zwanzig Millionen Franzosen schul-

dig iſt, wird ein feierliches Geſetz, das in den von dem conſtitutionellen Acte vorgeſchriebenen Formen gemacht iſt, die verſchiedenen, jetzt noch verwirrten Dispoſitionen unſerer Conſtitution regeln.“

„Franzoſen, Ihr werdet jetzt in Eure Departements zurückkehren! Sagt den Bürgern, daß die Umſtände groß ſind! Daß mit Einigkeit, Thatkraft und Vorſicht wir indeß ſiegreich aus dieſem Kampf eines großen Volkes gegen ſeine Bedrücker hervorgehen werden; daß die kommenden Geſchlechter unſer Benehmen ſtrenge richten werden; daß eine Nation Alles verloren, wenn ſie ihre Unabhängigkeit verloren hat.“

„Sagt ihnen, daß die fremden Könige, die ich entweder auf ihre Throne erhoben habe, oder die mir doch die Erhaltung ihrer Krone danken, die Alle in den Tagen meines Glückes meine Allianz und die Protection des franzöſiſchen Volkes erfleht haben, daß Alle dieſe heute ihre Schläge gegen meine Perſon richten.“

„Wenn ich nicht ſähe, daß es das Vaterland iſt, welches ſie bedrohen, ſo würde ich bereitwillig dieſe meine Exiſtenz, gegen welche ſie ſich ſo empört zeigen, zu ihrer Verfügung ſtellen.“

„Aber ſagt auch den Bürgern, daß ſo lange die Franzoſen mir die Gefühle ihrer Liebe erhalten werden,

von der sie mir so viele Beweise gegeben, diese Wuth unserer Feinde ohnmächtig sein wird.“

„Franzosen, mein Wille ist der des Volks; meine Rechte sind die seinen; meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück können keine andern sein als die Ehre, der Ruhm und das Glück Frankreichs.“*)

Als Napoleon seine Rede beendet, herrschte wieder tiefes feierliches Schweigen, — seine Stimme, seine energische und großartige Ansprache schien kein Echo gefunden zu haben in den Herzen seiner Hörer. Aller Blicke waren dem Kaiser zugewandt, aber die Herzen Aller schienen wie ihre Lippen zu schweigen.

Eine Wolke flog über des Kaisers Stirn hin und sein ehernes Antlitz belebte sich zu einem schmerzlich düstern Ausdruck. Er schritt rasch die Stufen hinunter zu dem Altar hin, und die Hand auf das von dem Cardinal-Erzbischof ihm dargereichte Evangelium legend, beschwor er mit lauter Stimme, die Verfassung des Reichs heilig zu halten.

Dann, nachdem Herolde im Namen des französischen Volks die Annahme der Verfassung proclamirt

*) Wortgetreue Uebersetzung dieser letzten Rede Napoleons an das französische Volk. Siehe den französischen Text: Fleury III. S. 102.

hatten, dann trat der Kaiſer von dem Altar zurück, und auf der unterſten Stufe der zu dem Throne hinaufführenden Pyramide ſtehen bleibend, warf er mit einer raſchen Bewegung den glänzenden Kaiſermantel von ſeinen Schultern.

Nun ſtand er wieder da vor ſeinem Volk, vor ſeinen Kriegern als der Feldherr, als der Soldat, nun war er wieder Napoleon, der angebetete Kaiſer ſeines Heeres.

Die Soldaten, die geliebte Uniform gewahrend, brachen in lauten weitſchallenden Jubel aus, und das Volk, hingeriſſen von dieſer Begeiſterung ſeiner kriegeriſchen Brüder und Söhne, ſtimmte ein in dieſen Jubel. Wie ein Donner, immer ſich wieder erneuernd, immer neu anſchwellend, hallte es über das weite Märzfeld dahin: vive l'Empereur! Und die Poſaunen und Pauken ſchmetterten ihre Jubeltöne dazwiſchen, die Glocken läuteten, die Kanonen krachten wieder, und unter dieſem Geſchrei, dieſem Rufen und Klingen zogen die Regimenter an dem Kaiſer vorüber, um aus ſeinen Händen die von dem Cardinal geweiheten Adler und Fahnen zu empfangen. Und bei jeder Fahne, welche der Kaiſer den Officieren darreichte, erneuerte ſich der begeiſterte Zuruf der Soldaten, und ward

jedes Mal von dem Beifalljauchzen des Volkes wiederholt.

Die Fahnen waren ausgetheilt, der Kaiser ließ sich den Mantel wieder über die Schultern hängen, und schritt langsam die Stufen der Estrade wieder hinauf.

Die Ceremonie war beendet, das Jubelgeschrei war verstummt, nur die Glocken und die Kanonen hallten noch immer. Die Menge wogte in lebhafteren, wilderen Strömungen auf und ab, und dachte nur daran, so rasch als möglich die Stätte der Feierlichkeit zu verlassen.

Droben vor seinem Thronsessel stand der Kaiser. Sein Antlitz war bleich, ruhig, unbewegt wie immer; seine langen, flammenden Blicke warf er hinunter auf die Volksmenge, dann hob er das Auge empor, und ließ es langsam an dem Horizont dahingleiten mit einem wunderbaren, innigen, schmerzlichen Ausdruck.

Nun wandte er sich um, und schritt über die Estrade dahin wieder in die Militairschule hinein.

Die Ceremonie war zu Ende, — zum letzten Mal hatte der Kaiser sein Land und sein Reich überschaut!

II.

Die Kammern.

Die Kammern, welche der Kaiſer zwei Tage nach dem Maifelde eröffnet hatte, die Kammern hielten heute ihre erſte Sitzung, und zwei Dinge waren es, mit denen ſie ſich zu beſchäftigen hatten. Sie hatten ſich einen Präſidenten zu wählen, und dann feierlich den Eid der Treue für den Kaiſer und die Verfaſſung abzulegen.

Der Kaiſer, die Nachrichten über dieſe erſte Sitzung der Kammern erwartend, ging mit lebhafter Ungeduld in ſeinem Cabinet auf und ab. Niemand war bei ihm als Benjamin Conſtant, der große Genfer Rechtsgelehrte, dem der Kaiſer bei ſeiner Heimkehr den ehrenvollen Auftrag gegeben, die Zuſatzacte zu der conſtitutionellen Charte zu entwerfen, welche er dem franzöſiſchen Volke als einen Beweis ſeiner veränderten libe-

ralen Geſinnung verleihen wollte. Napoleon hatte Conſtant heute zu ſich beſchieden, um von ihm über die Stimmung der Deputirten und der Stadt Paris Nachrichten zu erhalten.

Dieſe Nachrichten ſchienen indeß das Herz des Kaiſers wenig erfreut zu haben, denn ſein Antlitz war düſter, und ſeine Augen blitzten in finſterem Zorn.

Sie glauben alſo nicht, daß die Kammern meinen Bruder Lucian zu ihrem Präſidenten wählen werden? fragte der Kaiſer nach einer Pauſe.

Ich fürchte, Sire, daß ſie es nicht thun werden, ſagte Benjamin Conſtant achſelzuckend.

Der Kaiſer ſtampfte in heftigem Zorn mit dem Fuße auf. Und warum nicht? rief er. Warum wollen ſie, da ich ihnen meinen Wunſch habe zu erkennen geben laſſen, warum wollen ſie ihn nicht wählen? Was haben ſie Lucian vorzuwerfen? Iſt er nicht ein edler unabhängiger Mann? Iſt er nicht der Einzige von meinen Brüdern, der in den Tagen des Glücks die Kronen, die ich ihm darbot, verſchmähete und die Größe verachtete, weil er ſie nicht annehmen wollte aus den Händen ſeines Bruders, den er in ſeinem liberalen Eigenſinn einen Tyrannen nannte. Hat man ſich nicht daran erinnert, daß Lucian, ſo lange ich glücklich war,

ſtets in Oppoſition mit mir geweſen, und erſt jetzt, da er mich bedroht und in Gefahr ſieht, zu mir zurück gekommen iſt?

Sire, man hat ſich noch mehr daran erinnert, daß Prinz Lucian Ew. Majeſtät damals bei dem Staatsſtreich vom achtzehnten Brumaire hülfreiche Hand geleiſtet.

Das heißt, rief Napoleon ungeſtüm, dieſe Herren ſind noch immer verkappte Republikaner, und ſie möchten mich bei Seite ſchieben, um ihre utopiſchen Träume zu verwirklichen, die Republik wieder herzuſtellen und die Guillotine für mich und die Ariſtokraten wieder aufzurichten.

Nein, Sire, ich glaube nicht, daß ſie ſo weit gehen möchten, aber — da Ew. Majeſtät mir befohlen, die Wahrheit zu ſagen, ich glaube, daß ſie Ihren Geſinnungen mißtrauen, und nicht an die aufrichtigen conſtitutionellen Abſichten Ew. Majeſtät glauben.

Ja, ſagte Napoleon achſelzuckend, darin haben ſie vollkommen Recht. Es iſt nicht aus innerer Neigung und Ueberzeugung geſchehen, daß ich mich den conſtitutionellen Ideen zugewandt habe. Ich will Ihnen die Wahrheit ſagen, ich habe meine Ueberzeugungen noch nicht geändert, und ich glaube nicht an die liberalen

Ideen. Aber ich habe überlegt, welches die Wünſche Frankreichs ſind, und was ich der Nation als Zeichen meiner Liebe opfern müßte. Die Nation hat ſich zwölf Jahre von allen politiſchen Bewegungen ausgeruht, und ſeit einem Jahr ruht ſie ſich auch vom Krieg aus. Dieſe doppelte Ruhe hat ihr das Bedürfniß der Bewegung gegeben. Sie will oder glaubt eine Tribüne und Verſammlungen haben zu wollen: ſie hat ſie nicht immer gewollt. Sie hat ſich mir zu Füßen geworfen, als ich zur Herrſchaft gelangte. Sie müſſen das wiſſen, Sie, der Sie damals verſuchten Oppoſition zu machen. Aber wo war Ihre Unterſtützung, Ihre Stärke? Nirgends! Ich habe weniger Autorität beanſprucht, als man mich aufforderte zu beanſpruchen. Aber heute iſt Alles verändert: eine ſchwache, den nationalen Intereſſen abgewandte Regierung hat dieſen Intereſſen die Gewohnheit gegeben, ſich immer im Vertheidigungszuſtande zu halten und die Autorität zu chicaniren. Der Geſchmack an Conſtitutionen, Reden, Debatten ſcheint wieder zu erwachen. Aber, täuſchen Sie ſich nicht darüber, nur die Minorität iſt ſo geſonnen. Das Volk, oder wenn Sie lieber wollen, die Menge, will nur mich. Haben Sie ſie nicht geſehen, dieſe Menge, wie ſie ſich bei meiner Heimkehr überall mir entgegen-

drängte, von der Höhe der Gebirge ſich zu mir herniederſtürzte, mich rufend, mich ſuchend, mich grüßend? Bei meinem ganzen Zuge von Cannes hierher habe ich nicht erobert, ſondern nur adminiſtrirt. Ich bin nicht blos, wie man mir geſagt hat, der Kaiſer der Soldaten, ich bin auch der Kaiſer der Bauern, der Plebejer Frankreichs. Trotz der Vergangenheit ſehen Sie das Volk zu mir zurückkehren, denn es iſt Sympathie zwiſchen uns.*) Wollen Sie das beſtreiten?

Nein, Sire, wenn das Volk nur aus Soldaten, Bauern und Plebejern beſtände, ſo würden Sie recht haben zu ſagen, daß das ganze Volk für Sie iſt, denn dieſe Alle bewundern und lieben den Kaiſer, den Feldherrn, der ihnen und dem Vaterland ſo viel Ruhm und Ehre gebracht hat. Aber es waren noch andere Elemente auf dem Maifelde vertreten.

Ja, es iſt wahr, ſagte der Kaiſer düſter, es waren noch andere Elemente vertreten, und dieſe waren mir feindlich, und dieſe unterdrückten den Schrei der Liebe, mit welchem das Volk, das wirkliche, treue Volk mich

*) Dieſe ganze Rede enthält nur Napoleons eigene Worte. Siehe: Lettres sur les cent-jours, par Monsieur Benjamin Constant.

ſonſt begrüßt haben würde. Es waren da die alten Republikaner von 89, die Liberalen, die immer gegen mich gekämpft, und die Bourboniſten. —

Sire, Sie vergeſſen, daß da auch die Orleaniſten waren, und diejenigen, welche Fouché geſandt, um zu opponiren.

Ah, Fouché, ſagte Napoleon achſelzuckend, er iſt für mich unſchädlich. Er wird, ſobald ſich meine Macht conſolidirt hat, der gehorſamſte und nützlichſte Diener ſein, und wenn ſie zuſammenſtürzt, was liegt dann daran, ob er geſchickt genug iſt, zu rechter Zeit zu entlaufen, um nicht von den Trümmern erſchlagen zu werden. Sie ſehen, ich habe nicht mehr den ſtürmiſchen Sinn der früheren Tage, ich verzeihe, und ſuche zu vergeſſen. Ich will Ihnen dadurch beweiſen, daß ich nicht ſo ſchlimm bin, wie Sie, mein Herr, vor meiner Ankunft hier in den Journalen verkündigt hatten.

Oh Sire, ſagte Conſtant verwirrt, ich hatte, — ich glaubte —

Sie glaubten, ich ſei ein Tyrann, ein Blutmenſch, ſchlimmer, als Attila und Dſchingiſchan, ſagte Napoleon mit einem leiſen Lächeln. Nicht wahr, das waren Ihre Ausdrücke? Sie ſagten, daß die Reſtauration große

Verdienste habe um die öffentliche Freiheit, und Sie erklärten feierlich vor ganz Frankreich, daß Sie niemals etwas mit dem Usurpator wollten zu thun haben.*) Gerade deshalb, mein Herr, habe ich Sie zu mir rufen lassen, gerade deshalb übertrug ich Ihnen die Arbeit, mir die Zusatzacte zu entwerfen. Denn ich sagte mir, daß Sie, der Sie mich als Tyrannen haßten, und Mir nicht dienen wollten, um so besser geeignet sein müßten, der Freiheit und der Constitution zu dienen, und eine Vermittelung zwischen dem Tyrannen und der Freiheit zu Stande zu bringen. Gebe Gott, daß es Ihnen gelungen ist, und daß die Zusatzacte mir die Zustimmung der Kammern gewonnen hat. Ich habe die Liberalen durch Ihren Mund zu mir sprechen lassen; ich habe Ihre Ansichten angenommen. Ich bin der Mann des Volks. Wenn also, wie Sie sagen, das Volk wirklich die Freiheit will, bin ich sie ihm schuldig; ich habe seine Souverainetät anerkannt, ich muß daher wohl seinem Willen, selbst seinen Capricen mein Ohr leihen. Auch hasse ich die Freiheit nicht; ich habe sie beseitigt, als sie sich meinem Weg entgegenstellte, aber ich ver-

*) Siehe: Eduard Arnd. Geschichte der letzten vierzig Jahre. I. 115.

ſtehe ſie, und ich bin in ihren Gedanken aufgewachſen.*) Mögen die Kammern das jetzt anerkennen, und mögen ſie mir einen Beweis geben, daß ſie mir vertrauen, denn nur durch feſtes Zuſammenwirken können wir Frankreich vor dem Unheil bewahren. Denn verhehlen wir uns nicht, Frankreich iſt in Gefahr! Ich habe noch einmal verſucht, friedliche Unterhandlungen anzuknüpfen, und den fremden Mächten Verſicherungen meiner Friedfertigkeit zu geben. Wenn ſie dieſe wiederum zurückweiſen, dann bleibt uns nur der Krieg, dann muß ſich ganz Frankreich mit mir erheben, mit mir Ein Mann, Ein Herz, Ein Gedanke und Ein Wille ſein, denn nur dann können wir Frankreich erretten und vor dem Untergang bewahren! Ach, rief der Kaiſer, als eben leiſe an die Thür des Cabinets geklopft ward, da kommt Lucian!

Er ſchritt haſtig nach der Thür hin und ſtieß ſie auf. Der Kaiſer hatte ſich nicht getäuſcht, es war wirklich ſein Bruder Lucian, welcher jetzt in das Cabinet eintrat. Ein einziger ſchneller Blick auf das bleiche erregte Antlitz ſeines Bruders ſagte Napoleon, daß er ihm keine guten Nachrichten zu bringen habe.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Benj. Constant: Lettres etc.

Mit einer ſchnellen Bewegung, ohne Gruß, ohne Frage, wandte er ſich haſtig um und ging auf und ab. Seine Blicke, die wie düſtere Flammen durch das Zimmer blitzten, trafen jetzt die Geſtalt Benjamin Conſtant's, der in ziemlicher Angſt und Verlegenheit, nicht wiſſend, ob er bleiben ſolle, oder verabſchiedet ſei, ſich der Thür genähert hatte.

Der Kaiſer deutete mit einem raſchen Wink ſeines Hauptes nach der Thür hin, und ſagte kurz: Gehen Sie!

Dann wandte er ſich wieder um, ſtellte ſich an das Fenſter und blieb dort, den Rücken dem Zimmer zugekehrt, ſtehen, bis das leiſe Zufallen der Thür ihm ſagte, daß Conſtant hinausgegangen, daß er keinen verrätheriſchen Zeugen ſeiner Aufregung, ſeines Zorns mehr zu vermeiden habe.

Nun wandte er ſich wieder dem Zimmer zu und ſchritt haſtig zu Lucian hin, der in der Mitte des Zimmers ſtehend, mit ruhiger Faſſung die Frage ſeines Bruders erwartet hatte.

Lucian, ſagte er, jetzt ſprich! Ich ſehe an Deinem Angeſicht, daß nicht Du der Präſident der Kammern geworden biſt? Sage alſo, wen haben ſie gewählt?

Sie haben Lanjuinais zu ihrem Präſidenten gewählt, ſagte Lucian mit ſeiner ſanften ruhigen Stimme.

Lanjuinais, rief Napoleon auffahrend, Lanjuinais, den Republikaner, den Girondiſten, den Vertheidiger Ludwigs des Sechszehnten, meinen beſtändigen Feind und Widerſacher! Ihn, ihn haben ſie gewählt! Das heißt alſo, ſie wollen mir öffentlich ohne Rückhalt Feindſchaft anbieten. Sie wollen mir ſagen, daß, wie Lanjuinais es öffentlich vor ſeinen Wählern geſagt hat, Frankreich nur zwiſchen der Republik und den Bourbonen wählen kann. Sie haben Lanjuinais gewählt.

Ja, ſagte Lucian düſter, ſie haben ihn mit glänzender Majorität gewählt.

Aber wer hatte nach ihm die meiſten Stimmen? fragte Napoleon raſch. Du, nicht wahr, Du?

Nein, mein Bruder, nach Lanjuinais hatte Lafayette die meiſten Stimmen.

Auch ein Republikaner, rief der Kaiſer, ein Menſch, der aus Republikanismus und Bourbonismus zuſammengefügt iſt. Die Feindſchaft iſt alſo rückſichtslos ausgeſprochen! Dieſe Leute, welche ſich die Deputirten des Volkes nennen, erklären ſich gegen mich. Sie haben nicht genug an dem Krieg von Außen. Sie wollen auch den Krieg im Innern. Nun wohl, ſie ſollen ihn haben. Wenn ich erſt den Krieg da außen beſeitigt

habe, ſo werde ich mit dieſen republikaniſchen und conſtitutionellen Parteien, die meine Macht und mein Anſehen unterwühlen wollen, Abrechnung halten. Bis dahin Geduld, Geduld. Was iſt weiter in der heutigen Kammerſitzung geſchehen? Haben die Deputirten Mir, dem Kaiſer und der Verfaſſung den Eid geleiſtet?

Ja, ſie haben den Eid geleiſtet.

Ohne Rückhalt und Zögern? fragte Napoleon, ſeinen Bruder mit ſcharfem Auge fixirend. Sprich, Lucian, es iſt jetzt nicht die Zeit, mich ſchonen, mir etwas verbergen zu wollen. Ich muß Alles wiſſen, und ich habe auch gelernt, Alles anzuhören. Ich frage Dich alſo noch einmal, haben die Kammern ohne Vorbehalt und ohne Zögern Mir und der Verfaſſung den Eid geleiſtet?

Nein, ſagte Lucian ernſt. Es iſt lange über dieſen Eid debattirt worden. Einer der Deputirten machte den Antrag, daß man nur der Verfaſſung, nicht aber dem Kaiſer Treue und Gehorſam ſchwören wolle, weil man nicht wiſſen könne, wie lange der Kaiſer noch das Oberhaupt Frankreichs ſein werde.

Aber man verwarf dieſen Antrag wenigſtens einſtimmig, nicht wahr? Man ließ ihn nicht zur Abſtimmung kommen?

Doch, Sire, man ließ ihn zur Abſtimmung kommen, — dann freilich ward er verworfen.

Mit großer Majorität?

Nein, mit nur einer Majorität von zehn Stimmen!

Ach, und wenn dieſe zehn Stimmen nicht geweſen wären, ſo hätten die Deputirten der Nation vor ganz Frankreich, vor ganz Europa mir die Schmach angethan, mir, der ſie berufen, mir, der ihnen eben erſt die freiſinnigſten Inſtitutionen gegeben, mir, ihrem Kaiſer, den Eid der Treue zu verweigern. Du ſiehſt, mein Bruder, es läßt ſich mit dem Liberalismus nicht regieren, es iſt eine elende Comödie, dieſer Conſtitutionalismus, man kann nur eine Republik oder den Abſolutismus haben. Jetzt, wo Du zu mir zurückgekehrt biſt, jetzt, wo Du ſiehſt, welche Hemmniſſe und Zögerungen dieſe Conſtitution bewirkt, in welche Abhängigkeit ſie den Herrſcher von ſeinen Unterthanen bringt, welches feindliche Element ſie zwiſchen dem Herrſcher und dem Volk aufbaut, jetzt wirſt Du begreifen, daß ich nicht verſuchen mochte, mit ſolchen Elementen ein großes Weltreich zu begründen, daß ich den Liberalismus bei Seite ſchob, um Herr in meinem Reich zu bleiben.

Und es iſt dennoch zuſammengeſtürzt, mein Bruder, ſagte Lucian traurig. Sie hatten den Liberalismus

zertreten, aber die Bajonette und der Absolutismus haben Ihren Thron nicht aufrecht zu erhalten vermocht.

Darum will ich es jetzt mit dem Liberalismus versuchen, rief Napoleon. Frankreich will die Constitution, ich nehme sie also an, — ich sage nicht für immer, aber für jetzt. Wenn es mir gelingt, mich mit den Mächten in Frieden zu verständigen, dann freilich —

Die Thür des Vorsaals ward nach leisem Klopfen geöffnet und Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, trat ein.

Nun, Herr Minister des Auswärtigen, rief der Kaiser ihm entgegen, was bringen Sie mir?

Sire, der Courier, welchen ich mit einem Handschreiben Ew. Majestät an den Kaiser von Rußland nach Deutschland absandte, ist soeben wieder hier eingetroffen, sagte Caulaincourt.

Und er hat den Kaiser Alexander getroffen?

Nein, Sire. Man hat den Courier an der Grenze Deutschlands zurückgewiesen.

Hat er nicht gesagt, daß er Depeschen für den Kaiser von Rußland habe? Hat er nicht verlangt, daß man ihn, wenn auch unter Bedeckung, zu dem Kaiser reisen lasse?

Er hat es gefordert, aber man hat es ihm verwei-

gert, indem man ihm bedeutete, daß der Kaiſer Alexander von Rußland erklärt habe, er wolle durchaus keine Unterhandlungen mit Ew. Majeſtät anknüpfen, keine Briefe von Ihnen empfangen.

Zurückgewieſen! ſagte Napoleon leiſe vor ſich hin. Nun, immerhin! Vielleicht gelingt es dem Courier, den ich an meinen Schwiegervater, den Kaiſer von Oeſterreich, abgeſandt habe, die Grenze zu überſchreiten, und dem Kaiſer meine Friedens-Vorſchläge zu bringen.

Sire, auch dieſer Courier iſt heute wieder zurückgekehrt, ſagte Caulaincourt. Er iſt auf der Grenze einer Abtheilung des öſterreichiſchen Heeres begegnet, und hat ſich zu dem commandirenden General führen laſſen, um von ihm zu erfahren, wo der Kaiſer ſei. Aber der General hat ihm eine vom Fürſten Metternich eigenhändig ausgefertigte Ordre vorgezeigt, welche den ſtrengen Befehl enthält, keinen Courier und keinen Unterhändler Ew. Majeſtät über die Grenze zu laſſen, da der Kaiſer von Oeſterreich in keine Verhandlungen mehr mit Ew. Majeſtät treten, ſondern nur die Waffen entſcheiden laſſen wollte.

Sie wollen alſo Krieg! rief Napoleon mit flammenden Blicken und donnernder Stimme. Nun denn, ſo ſollen ſie den Krieg haben. Aber auf ihr Haupt komme

das Blut der Tauſende, die jetzt wieder in den Tod gejagt werden, um dem Hochmuth und der Thorheit der Fürſten zum Opfer zu fallen. Ich habe ſie nicht gereizt, ich habe dieſen Krieg nicht hervorgerufen. Ein Volk hat wohl das Recht der Selbſtbeſtimmung, Niemand darf es hindern ſich den Herrſcher zu wählen, dem es ſich unterordnen, dem es gehorchen will. Und Frankreich hat mich gewählt, es hat mich erſehnt, und als ich kam, hat es mich mit offenen Armen empfangen. Niemand hat Widerſtand geleiſtet, Niemand hat ſich mir widerſetzt, und meine Rückkehr auf den Thron, den mir die Stimmen des franzöſiſchen Volkes vor elf Jahren zuerkannt, iſt ohne Schwertſtreich, ohne Kampf erfolgt. Ein Wort von mir, und ganz Frankreich wird ſich erheben. Seht Ihr nicht, mit welchem Enthuſiasmus die Föderirten von Paris die Waffen empfangen haben und bereit ſind, für mich, das heißt für Frankreich, in den Kampf zu gehen? Ich werde in allen Arrondiſſements, in allen Departements, in allen Städten Föderirte bilden, ich werde Waffen austheilen und ganz Frankreich wird nur noch Ein Heer und Ein Feldherr ſein!

Sire, meldete der dienſtthuende Kammerherr, indem er die Thür öffnete, Sire, der Herr Herzog von Otranto!

Ah, Fouché, rief der Kaiſer, dem Eintretenden entgegengehend, Sie bringen mir ſicher irgend eine Ueberraſchung, da Sie zu ſo unerwarteter Stunde hierher kommen. Nun, was giebt es?

Sire, ich komme, um Ew. Majeſtät den Bericht abzuſtatten, den Sie von mir gefordert hatten, ſagte Fouché. Ew. Majeſtät trugen mir auf, durch ſichere, ſchnelle und gewandte Agenten die Stimmung in den Provinzen erforſchen zu laſſen. Ich habe dem Befehl Ew. Majeſtät genügt, meine Agenten ſind heimgekehrt.

Und ſie bringen, wie es ſcheint, ſchlimme Nachrichten, ſagte Napoleon heftig, ſchlimme Nachrichten, denn Sie ſehen ungewöhnlich heiter aus, Herzog, und das bedeutet mir nichts Gutes!

Sire, ich weiß nicht, ob die Nachrichten, welche meine Agenten gebracht haben, gerade als ſchlimme bezeichnet werden können, ſagte Fouché, der den Angriff auf ſeine Perſon gar nicht gehört zu haben ſchien, jedenfalls aber ſind dieſe Nachrichten beachtenswerth.

Nun, ich bin bereit, ſie zu beachten, ſagte der Kaiſer, indem er ſich auf ſeinen Lehnſtuhl warf, und nach dem Federmeſſer griff, das auf ſeinem Schreibtiſch lag, um an der Armlehne zu ſchnitzen, wie er das in Momenten innerer Aufregung zu thun pflegte.

Laſſen Sie die Berichte Ihrer Agenten hören, Herr Herzog!

Sire, ich habe die Berichte aller meiner Agenten zuſammengeſtellt und verglichen, ſagte Fouché, und ſie alle beſtätigen dieſelbe Thatſache. Der ganze Süden Frankreichs droht mit offener Inſurrection. Die Vendée iſt trotz der beiden Siege, welche die Truppen gegen die Aufrührer erfochten, trotz des Todes ihres Anführers La Rochejacquelin noch nicht bezähmt, und die Inſurrection, ſtatt erſtickt zu ſein, breitet ſich immer weiter aus. Die Royaliſten und Vendéeiſten ſind entſchloſſene, unverſöhnliche Feinde. Sie haben ihr feſtes Ziel vor Augen, und ſie verfolgen es mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit. Bewaffnete Banden durchziehen die ganze Bretagne, dringen ſelbſt bis in die Normandie vor, wo die Nachbarſchaft der Inſeln, und die Dispoſitionen der Küſte die Communicationen leichter machen. Sie ſteigen auf der andern Seite durch die Cevennen bis zu den Ufern der Rhone, und veranlaſſen Revolten in der Languedoc und Provence. Bordeaux iſt der Mittelpunkt der Direction dieſer Umtriebe.

Weiter, rief der Kaiſer, als Fouché jetzt einen Moment ſchwieg. Weiter! rief er noch einmal, aber ohne aufzuſehen, eifrig damit beſchäftigt, kleine

Holzstücke aus der Seitenlehne seines Fauteuils zu schnitzen.

Diese Partei der südlichen Royalisten, fuhr Fouché fort, diese Partei wird immer kühner, immer verwegener. Es ist ihr gelungen, sich mit dem Ausland in Verbindung zu setzen, und alle Pamphlets, die aus den Pressen Belgiens hervorgehen, Alles, was die auswärtigen Blätter gegen uns Gehässiges enthalten, Alles, was gegen das Kaiserreich geschrieben wird, weiß diese Partei der Vendéeisten durch ganz Frankreich zu colportiren. Diese Partei agitirt jetzt in Marseille, Toulouse und Bordeaux, und findet dort in den untersten Klassen begeisterten Anhang. Durch falschen Alarm, durch falsche Hoffnungen, durch Vertheilen von Geld, durch Anwendung von Drohungen ist die Partei dahin gelangt, die friedlichen Landbewohner, die zwischen der Loire, der Vendée, dem Ocean und der Rhone wohnen, zu insurgiren. Man hat da Waffen und Kriegsmunition eingeschifft. Die Hydra der Rebellion hebt ihr Haupt empor. Banden durchziehen das Land und halten die einberufenen Militairs und Matrosen mit Gewalt zurück, sie entwaffnen die Landbesitzer, verstärken sich durch die Bauern, die sie zwingen, mit ihnen zu marschiren, berauben die öffentlichen Kassen, bedrohen die Beamten,

bemächtigen ſich der Diligencen und halten die Couriere an; ſie haben auf einige Tage ſogar die Verbindung zwiſchen den wichtigſten Landesſtädten unterbrochen. An den Ufern des Canals ſind Dieppe und Havre von aufrühreriſchen Miſſionairen des Südens aufgeregt. In der ganzen funfzehnten Diviſion hat man die National-Miliz nur mit der größten Schwierigkeit bilden können. Die Soldaten und Matroſen weigern ſich, auf den Appel zu antworten, und gehorchen nur den Mitteln der Strenge. Caen iſt zwei Mal von royaliſtiſchen Reactionairen beunruhigt worden, und in einigen Arrondiſſements der Orme bilden ſich Banden wie in der Bretagne und der Vendée.*)

Und das Alles haben Sie durch die Geſchicklichkeit Ihrer Leute zu Stande gebracht? fragte Napoleon, indem er aufſpringend, das Federmeſſer bei Seite warf und dicht vor Fouché hintrat.

Ja, Sire, ſagte Fouché, das Alles habe ich durch die Geſchicklichkeit meiner Leute erfahren.

Nicht erfahren, ſondern zu Stande gebracht, ſagte ich, rief Napoleon ungeſtüm, den Herzog mit flammenden Zornesblicken anſchauend. Ja, Sie ſind es, welcher revoltirt,

*) Fleury III. S. 142.

welcher durch ſeine Agenten die Provinzen aufzuregen ſtrebt, welcher, immer doppelzüngig und treulos, mit den Royaliſten inſurgirt, mit den Republikanern intriguirt, und es doch nicht verſchmäht, mir zu dienen, gelegentlich mir die Abſichten der Royaliſten und Republikaner zu verrathen und ihnen dafür, wenn es Ihren Zwecken paßt, meine Abſichten mitzutheilen.

Sire, Ew. Majeſtät wollen alſo immer noch nicht an meine Ergebenheit glauben, rief Fouché. Sie mißtrauen alſo noch immer meinem Eifer, Ihnen zu dienen.

Oh nein, ſagte Napoleon verächtlich, Sie dienen mir, weil ich einmal da bin und weil es nicht in Ihrer Macht geſtanden, mich fern zu halten. Sie dienen mir, weil es Ihnen doch immer noch lieber iſt, handelnd einzugreifen, als unthätig im Dunkeln zu ſtehen. Aber Sie dienen mir nicht, weil Ich es bin, ich der Kaiſer, ſondern weil ich die Gewalt, die Regierung, das Mittel zu Ihrem Zweck bin. Und laſſen Sie es Sich geſagt ſein, mein Herr Herzog von Otranto, ich werde mir die Gewalt nicht aus den Händen winden laſſen, trotz Ihrer Vendéeiſten und Royaliſten, ich werde das Haupt der Regierung bleiben, trotz Ihrer Republikaner und Revolutionairs! Seien Sie alſo klug und vorſichtig, dienen Sie mir treu, denn mein Auge wacht über

Ihnen, und wehe Ihnen, wenn es Sie auf einem Fehltritt ertappt! Senden Sie Ihre Agenten, welche Frankreich jetzt so insurgirt und royalistisch gefunden, abermals aus, und befehlen Sie ihnen nicht eher wieder zu kommen, als bis sie Ihnen die sichere und verbürgte Nachricht mitbringen können, daß die Insurrectionen unterdrückt, die Aufrührer zu ihrer Pflicht und zum Gehorsam gegen mich, ihren Kaiser, zurückgekehrt sind! Gehen Sie!

Er wandte dem Herzog den Rücken und trat in die Fensternische. Fouché schauete ihm nach mit einem Blick voll Haß und Zorn, dann verneigte er sich leicht vor Lucian und Caulaincourt, und ging langsam der Thür zu.

Natter, sagte der Kaiser, als Fouché hinaus gegangen war, Natter, welche sich Jedem unter die Füße legt, aber immer bereit ist zu stechen.

Der man daher lieber aus dem Wege gehen und sie nicht reizen sollte, sagte Lucian.

Ah, ich fürchte ihr Gift nicht, rief Napoleon. Ich bin kein Achill, die Stelle, wo ich sterblich bin, ist daher nicht an meiner Ferse und dem Stich der Natter nicht erreichbar. Der Himmel selbst muß seine Blitze senden, um die Eiche zu fällen und zu zerschmettern, die Nattern, die zu ihren Füßen ringeln, vermögen

nichts über sie. Aber ich sehe wohl die Stürme heranziehen, ich sehe die Wolken des Gewitters sich aufthürmen, das vielleicht mit seinen Blitzen mich zerschmettern soll. — Doch still, keine schwermüthigen Seufzer jetzt! Ich habe alles dies vorausgesehen, ich habe gewußt, daß es viel Kämpfe und Unwetter geben würde, und darum habe ich mich vorbereitet, sie zu ertragen. Seht mich daher nicht so traurig an, Lucian, Caulaincourt. Hofft mit mir, arbeitet mit mir und bauet mit mir an dem Glück der Zukunft! Frankreich, welches mir entgegengejauchzt hat, welches mich auf seinen Armen bis hierher getragen hat, Frankreich wird mich auch jetzt nicht verlassen! Ich baue auf den Muth und den Patriotismus der Nation und auf mein eigenes Schwert!

III.

Die Intriguen Fouché's.

Der Herzog von Otranto war in ſeinem Cabinet eifrig damit beſchäftigt, die Depeſchen zu entziffern, die ſoeben ein Courier ihm überbracht hatte. Dieſe Depeſchen waren in Chiffren geſchrieben, die von ſo künſtlicher und verwickelter Art waren, daß Niemand, außer dem Herzog und ſeinen Correſpondenten, dieſelben vermittelſt des Schlüſſels zu leſen vermochte.

Während Fouché jetzt, Dank ſeinem Schlüſſel, den Inhalt der Depeſche las, erhellte ſein düſteres Antlitz ſich immer mehr und ein hämiſches Lächeln umſpielte ſeine breiten, aufgeworfenen Lippen. Gute Nachrichten, die mir da der Fürſt Metternich ſchreibt, ſagte er leiſe vor ſich hin. Man iſt entſchloſſen zum äußerſten Widerſtand, man wird nicht eher ruhen, bis Bonoparte für immer geſtürzt und auf irgend eine wüſte Inſel gebracht

iſt. Selbſt im Fall eines entſcheidenden Sieges Napoleons werden die Mächte nicht mit ihm unterhandeln, keine Friedensbedingungen vorſchlagen, oder annehmen, ſondern eine Heerſchaar heranrücken laſſen, um Bonapartes Armee zu bekämpfen. Ah, das iſt gut, ſehr gut, der Löwe iſt umſtellt, und von allen Seiten umgarnt, es wird ihm nicht mehr gelingen, ſich zu befreien. Ich werde dafür ſorgen, daß es keine Mäuſe giebt, die ihm helfen und ihn befreien! Ja, ja, Metternich hat ganz Recht, meine Aufgabe iſt es, während die Soldaten des Auslandes heranziehen, die Soldaten des Inlandes am Heranziehen zu verhindern! Meine Aufgabe iſt es, das Land zu inſurgiren, die Gemüther gegen ihn zu wenden und das Volk in Aufruhr zu bringen gegen den Tyrannen, der nur heimgekommen iſt, um Frankreich auf's Neue unglücklich zu machen, und an den Rand des Verderbens zu führen! — Ach, wie ſcharf doch immer noch der Blick dieſes Mannes iſt! Er durchſchaut meine Pläne und ſieht, daß ich es bin, der bei den Aufſtänden und Revolten der Provinzen ſeine Hände ein wenig im Spiel hat. Er hätte ſo klug ſein ſollen, mich, da er dies erkannt hat, verhaften zu laſſen, — aber der Löwe iſt großmüthig und läßt ſeinem Feind ruhig die Freiheit weiter zu intri-

guiren, er ſtößt wohl einmal mit ſeiner breiten Tatze nach ihm, er verſucht mit ſeinen flammenden Zornesblicken den Feind zu zerſchmettern, aber da dieſer ein zähes Leben und eine harte Haut hat, und weder von der Tatze zertreten, noch von dem Blick zerſchmettert wird, wendet der Löwe ihm großmüthig den Rücken und läßt ihn gehen. Großmüthig! Ach, ich werde mich niemals eines ſolchen Fehlers ſchuldig machen, großmüthig zu ſein, — Großmuth, das iſt Dummheit und das iſt der größte Fehler eines Staatsmannes. Bonaparte, ſtatt mich verhaften zu laſſen, hat die Dummheit gehabt, mir die Freiheit zu laſſen. Er wird für dieſe Dummheit beſtraft werden, denn ich werde es ſein, der ihn ſtürzt! Auf denn, an's Werk! Die halbe Arbeit iſt gethan, aber die Hälfte bleibt noch zu thun übrig!

Er klingelte heftig, und befahl dem eintretenden Kammerdiener, die vier Perſonen, die im Vorſaal ſich befänden, eintreten zu laſſen.

Wenige Secunden ſpäter traten die Gerufenen, vier düſter blickende Männer von kräftiger Geſtalt und energiſchem Ausſehen, in das Cabinet des Polizeiminiſters ein, und blieben demüthig und ſchweigend an der Thür ſtehen.

Fouché ging ihnen entgegen, und gab ihnen einen ſtummen Wink näher zu treten. Meine Herren, ſagte er, ich bin ſehr mit Ihrem Eifer und Ihrer Geſchicklichkeit zufrieden. Sie haben in den Diſtricten, in die ich Sie geſandt, ſehr gut gewirkt; meine höhern Agenten, denn Sie wiſſen es wohl, daß mein Auge überall wacht, daß ich überall meine geheimen Diener habe, die meine Agenten beobachten und mir Nachricht geben über ihr Betragen, meine höhern Agenten alſo haben mir gemeldet, daß Sie alle Vier mit großem Eifer und vieler Discretion gewirkt haben, und daß Ihrer Geſchicklichkeit die Aufſtände in Dieppe und der Normandie zum Theil zuzuſchreiben ſind. Meine Herren, dieſer Eifer, dem König, Ihrem rechtmäßigen Herrn, zu dienen, macht Ihnen Ehre, und gewiß wird der König bei ſeiner Heimkehr die treuen Diener, die ſo Vieles für ihn gethan, und die ich nicht verfehlen werde, ihm zu nennen, gnädigſt belohnen. Zu dieſer Heimkehr des Königs mitzuwirken, das iſt Ihre Aufgabe. Frankreich muß befreit werden von dem Tyrannen, der König muß uns wiedergegeben werden. Wir werden das erreichen, wenn wir darnach ſtreben, daß das franzöſiſche Volk immer mehr in offener Empörung ſich erhebt, daß ſeine Männer ſich weigern, der Trommel zu folgen und die

Pike zu tragen, und Napoleon die Kriegssteuern zu zahlen. Ihr habt bis jetzt in den Provinzen gewirkt, jetzt ist es Eure Aufgabe, in Paris selber Euch nützlich zu machen. Setzt Euch daher in Verbindung mit allen Denen, welche als treue Anhänger des Königs bekannt sind, macht Propaganda überall, bei den Bürgern, den Arbeitern, wie den Soldaten. Erzählt es in jedem Estaminet, in jedem Versammlungsort des Volkes, daß Napoleon verloren ist, daß Frankreich umstellt ist von den Armeen Englands, Preußens, Rußlands und Oesterreichs, daß mehr denn viermalhunderttausend Soldaten an unsern Grenzen stehen, und daß Napoleons Armee kaum einmalhunderttausend Mann stark ist. Streut auf allen Straßen die Proclamationen aus, mit denen der König sein Volk zu sich ruft, und die Ihr heute Abend von meinen Agenten werdet zugeschickt erhalten. Wendet Euch besonders an das Heer, sagt den Soldaten, daß sie dem sichern Tode entgegen gehen, wenn sie nicht umkehren, sondern Napoleon folgen. Sagt ihnen, daß die Generäle entschlossen sind, den Kaiser bei der ersten, passenden Gelegenheit zu verlassen, daß er weder auf Soult noch auf Ney rechnen kann, die Beide, bevor er hier war, dem König gedient haben, ihm im Geheimen immer noch dienen. Rathet ihnen, es ebenso

zu machen, und sobald sie mit dem Feind zusammentreffen, zu diesem überzugehen, denn der Feind ist der Bundesgenosse unsers rechtmäßigen Königs, er ist nicht der Feind Frankreichs, sondern nur der Napoleons. Aber seid vor allen Dingen vorsichtig. Gebt Euch das Ansehen eifriger Anhänger des Kaisers, und wenn man Euch für Solche hält, so wendet Euch an diejenigen, die Euch mit scheelem Auge betrachten, die Euren Umgang meiden, diese sucht dann zu erobern, und durch sie Propaganda zu machen. — Habt Ihr Eure Aufgabe begriffen, und seid Ihr bereit, sie zu übernehmen?

Ja, Herr Herzog, wir sind bereit dazu, riefen alle Viere, wie aus Einem Munde.

So geht, sagte Fouché, ihnen freundlich zunickend, geht und laßt mich bald von Euch hören.

Die vier Männer verbeugten sich schweigend und gingen hinaus.

Und jetzt will ich meine Depesche für den Herzog von Wellington schreiben, sagte Fouché, sie muß heute Abend noch abgehen. Diese Engländer sind von einer unerträglichen Gewissenhaftigkeit, und ihre Ideen von Selbstregierung wollen sie auch auf andere Völker anwenden. Wellington will die verbündeten Mächte durch-

aus veranlaſſen, daß ſie Frankreich nach dem Sturz Bonaparte's die Freiheit gewähren, ſich ſelbſt einen Herrſcher und eine Regierungsform zu wählen, und ſei dieſe ſelbſt die Republik. Frankreich ſoll die Wahl haben, ſich Bernadotte oder den Herzog von Orléans, oder irgend einen andern beliebigen Regenten zu wählen, außer aber den Sohn Napoleons! Ach, welch ein Thor ich war, für dieſen Sprößling des Tyrannen wirken zu wollen, und eine Regentſchaft für möglich zu halten! Nein, nein, dieſer kleine König von Rom iſt gleich ſeinem Vater von den Verbündeten in die Acht erklärt und es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen. Die ganze Bourboniſche Brut muß ausgerottet werden, wie man die Bienen aus dem Bienenſtamm räuchert, um ſich des Honigs, den ſie gebaut, zu bemächtigen. König Ludwig muß zurückkehren, er allein! Ich werde es ſein, der ihn zurückkehren läßt, er wird mich dafür zu ſeinem Miniſter ernennen, ebenſo gut, wie mich Napoleon dazu ernannt hat, den ich auch habe zurückkehren laſſen. Die Gewalt wird in meinen Händen verbleiben, denn ich werde für Ludwig ebenſo unentbehrlich ſein, wie ich es für Napoleon war! Schreiben wir alſo dieſem guten gewiſſenhaften Herzog von Wellington! Schreiben wir ihm, daß ganz Frankreich mit Sehnſucht ſeinem recht-

mäßigen König entgegenharret, ſchildern wir ihm den Aufſtand im Süden Frankreichs, ſagen wir ihm, daß ſelbſt in Paris Napoleon tödtlich verhaßt iſt, und daß, wenn man den König Ludwig verhindert, hierher zu kommen, eine Erhebung von ganz Frankreich die Folge davon ſein wird.

Er ſetzte ſich und ſchrieb, indem er ſich wieder der Chiffern bediente, doch nicht derjenigen, welche für ſeine Correſpondenz mit dem Fürſten Metternich verabredet war, ſondern ganz eigener Zeichen, zu denen auch nur wiederum der Herzog von Wellington den Schlüſſel beſaß.

Dann, nachdem er ſeinen Brief vollendet, klingelte er, und fragte den eintretenden Kammerdiener, ob Niemand im Vorzimmer ſei, der eine Audienz begehre?

Ja, Durchlaucht, ſagte der Diener, es iſt ſo eben ein Herr erſchienen, der Ew. Durchlaucht zu ſprechen wünſcht. Hier iſt ſeine Karte.

Gut, ſagte Fouché, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen, laſſen Sie den Herrn eintreten. Aber ſagen Sie, Jean, waren Sie bei der Frau Gräfin Du Cayla? Haben Sie ihr mein Billet übergeben?

Zu Befehl, Durchlaucht. Die Frau Gräfin wird um ſieben Uhr ſich hier einfinden.

In einer Viertelſtunde alſo, ſagte Fouché, nach der Pendüle blickend. Wenn die Dame kommt, führen Sie ſie durch den Corridor in den Salon ein. Und jetzt öffnen Sie dem Herrn die Thür!

Der jetzt Eintretende war ein alter Herr, von militairiſchem Ausſehen, elegant gekleidet, ariſtokratiſch in jeder Bewegung, in jedem Zug ſeines Angeſichtes.

Sie haben mich zu ſprechen verlangt, mein Herr Graf Dantré, ſagte Fouché, ihm lebhaft entgegen gehend, und ihm die Hand darreichend.

Der Graf ſchien das nicht zu bemerken. Er verbeugte ſich und ſagte mit froſtigem Tone: ich muß mich wohl bei dem Herrn Herzog von Otranto melden, um von ihm den Paß zu erlangen, deſſen ich bedarf.

Ah, rief Fouché lächelnd, indem er ſeine Hand zurückzog, ah, Sie zürnen mir alſo noch immer, Herr Graf. Sie und Ihre Geſinnungsgenoſſen nennen mich noch immer einen Verräther, bloß weil ich die Pläne des Herrn Herzogs von Orléans nicht unterſtützte und ihm nicht half, ſeinen Oheim und Herrn König Ludwig vom Thron zu ſtoßen, um ſich auf demſelben niederzulaſſen.

Verzeihung, mein Herr, ſagte der Graf Dantré, der Herr Herzog unterſtützten ja unſere Pläne lange

Zeit mit regem Eifer, und nur erst dann, als Sie zu sehen vermeinten, daß diese Pläne vielleicht scheitern könnten, begannen Sie uns entgegen zu wirken und verriethen uns, indem Sie den Grafen Artois warnten vor dem, was Sie jetzt als eine Militair-Verschwörung bezeichneten, was Sie aber bis dahin Pläne zur Errettung des Vaterlandes genannt hatten.

Mein lieber Graf, sagte Fouché lächelnd, so lange ich glaubte, daß diese Pläne des Generals Lefebre-Desaouettes wirklich, wie er es versicherte, in der ganzen Armee ihre Sympathieen hätten, daß wirklich die ganze Armee bereit sei, Ludwig zu entthronen, und den Herzog von Orléans zu seinem Regenten zu erheben, so lange durfte ich allerdings Ihre Pläne als zur Errettung des Vaterlandes nothwendig bezeichnen. Als ich aber sah, daß der General Lefebre sich und uns Alle getäuscht, daß die Armee durchaus nur Napoleonisch und gar nicht Orleanistisch gesinnt war, da konnte ich die verwegenen Pläne des Generals nur als das bezeichnen, was sie waren, als eine Militair-Verschwörung.*) Denn in solchen Dingen entscheidet der

*) Ueber diese Militairverschwörung zu Gunsten des Herzogs Louis Philipp von Orléans siehe: Arnd, Geschichte der letzten vierzig Jahre. I.

Erfolg allein! Wäre Napoleon zum Beispiel mit seinem Einbruch in Frankreich gescheitert, hätte Frankreich ihn nicht aufgenommen, sondern ihn verjagt, so würde man ihn einen wahnsinnigen Thoren genannt haben, während man ihn jetzt einen großen Kaiser nennt. Und was nun den Vorwurf anbetrifft, daß ich Ihre Pläne an den Herrn Grafen von Artois verrieth, so sollten Sie Alle mir eigentlich dafür dankbar sein. Indem ich ihn warnte, und der Regierung also die Gelegenheit gab, Vorkehrungen zu treffen, verhinderte ich den Ausbruch einer Verschwörung, von der ich leider wußte, daß sie zu keinem glücklichen Ziel gelangen könnte, und errettete dadurch Viele, die, wenn die Verschwörung zum Ausbruch kam, und mißlang, sicher verloren gewesen wären. So hatte die Verschwörung wenigstens für Einen Menschen guten Nutzen, für mich, denn sie verschaffte mir das Vertrauen des Herrn Grafen von Artois.

Ich glaubte indessen, Herr Herzog, daß es wider das Gewissen streitet, die Geheimnisse Anderer zu verrathen.

Gewissen! Mein lieber Graf, das ist ein Feld, auf das ich Ihnen nicht zu folgen vermag. Gewissen, ich kenne kein Gewissen, ich handle immer so, wie es mir den Umständen, der Klugheit und meinen eigenen In-

tereſſen förderlich erſcheint und laſſe meinen Kopf niemals von Regungen des Herzens oder des Gefühls beirrt werden! — Aber ich glaube, Sie ſind nicht hierher gekommen, um ſich mit mir von der Vergangenheit zu unterhalten, ſondern um mir ein Anliegen vorzutragen.

Ja, Herr Herzog, ſo iſt es, ſagte Graf Dantré. Ich habe Sie um einen Paß nach Holland zu bitten, wo ich einige Angelegenheiten zu ordnen habe.

Lieber Graf, ſagte Fouché lächelnd, Sie vergeſſen, daß ich Chef der Polizei bin und daher wiſſen muß, was für Abſichten und Angelegenheiten Sie beſchäftigen. Offenherzig alſo. Sie ſind bis jetzt in Ihrer Eigenſchaft als Oberhofmeiſter der Herzogin von Orléans Penthièvres, die Paris wegen Krankheit nicht verlaſſen und nicht fliehen konnte, hier geblieben. Jetzt, da der Kaiſer der Herzogin ſeinen Schutz und eine Penſion verſprochen hat, jetzt bedarf ſie Ihres Schutzes nicht, und Sie wollen Sich daher zu dem Sohne der Herzogin, zum Herzog Louis Philipp von Orléans nach England begeben. Iſt es nicht ſo?

Ja, Herr Herzog, es iſt ſo. Ich will in Holland zu Schiffe gehen. Wollen Sie mir dazu einen Paß bewilligen?

Ich will es, aber unter der Bedingung, daß wenn Sie nach Holland gehen, Sie einen Abſtecher nach Belgien machen. Es iſt im Dienſt des Königs Ludwig, und daher als guter Unterthan Ihre Pflicht. Nehmen Sie meine Bedingung an?

Ich nehme ſie an, da es, wie Sie ſagen, den Dienſt des Königs betrifft!

Nun wohl, Herr Graf. Sie gehen nach Belgien, begeben Sich zur engliſchen Armee, verlangen den Herzog von Wellington zu ſprechen und übergeben ihm dieſen Brief, aber hören Sie wohl, nur ihm allein. Uebernehmen Sie den Auftrag?

Ich übernehme ihn und gebe mein Ehrenwort, daß ich ihn getreulich ausführen werde.

Dann iſt hier der Brief und hier Ihre Päſſe. Sie ſehen, Herr Graf, ich kannte Ihre Pläne und rechnete auf Ihre Bereitwilligkeit, denn ich habe die Papiere ſchon ausgefertigt. Reiſen Sie alſo, Herr Graf, reiſen Sie mit Gott! Sagen Sie dem Herrn Herzog von Orléans, daß ich zu ſeinen treueſten Verehrern und Bewunderern gehöre, und daß, indem ich für Ludwig zu wirken ſcheine, ich doch eigentlich nur für ihn wirke. Denn die Dynaſtie der Bourbonen naht ſich ihrem Ende und der Herzog von Orléans wird der Erbe dieſes Thro-

nes ſein, den ich helfe für die Bourbonen zu erbauen! Leben Sie wohl und vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihnen ein wichtiges Geheimniß anvertraut habe, indem ich Ihnen den Brief an den Herzog von Wellington gab.

Er begleitete den Grafen bis zur Thür, und dann haſtig das Zimmer durchſchreitend trat er durch die gegenüberliegende Thür in den Salon ein. Eine Dame von ſeltener Schönheit, Anmuth und Eleganz trat ihm entgegen.

Ah, Frau Gräfin du Cayla, rief der Herzog, die kleine weiße Hand, die ſie ihm lächelnd darreichte, an ſeine Lippen drückend. Wie glücklich bin ich, Sie zu ſehen.

Wiſſen Sie aber, Herr Herzog, ſagte ſie, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen zu zürnen? Ach, Ihre Unvorſichtigkeit iſt wahrlich groß! Ich erkenne Sie nicht mehr! Sie richten ganz offen ein Billet an mich, an mich, von der man weiß, daß ich ſo eben aus Gent komme, daß ich dort Se. Majeſtät geſprochen habe, und daß ich eine Royaliſtin bin mit jedem Schlag meines Herzens.

Eben deshalb, ſagte Fouché lachend, die Polizei hat die Pflicht, die gefährlichſte aller Royaliſtinnen zu überwachen, und ich habe Sie alſo zu einem ſtrengen

Verhör hieher beſchieden. Der Kaiſer wird es mir Dank wiſſen, daß ich ſo wachſam bin. Uebrigens, um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ich gebe mir gar nicht mehr die Mühe mich zu verſtellen. Die Sachen gehen ſo raſch vorwärts, daß man beinahe offenes Spiel ſpielen kann. Außerdem kenne ich auch meine Correſpondenten und meine Boten. Nun aber vor allen Dingen, Gräfin, berichten Sie mir! Sie waren in Gent? Sie ſahen den König?

Ja, ich war in Gent, und der König war mir gnädig wie immer. Er ſehnt ſich mit glühender Ungeduld, wieder nach Paris zurückzukehren, und er wird Ihnen ewig dankbar ſein für die großen Dienſte, die Sie ihm leiſten.

Aber es wäre beſſer, wenn der König es verſuchte, ſich der Schuld ſeiner Dankbarkeit zu entledigen, ſagte Fouché achſelzuckend. Ich mache ihn zum König. Er könnte mich wohl dafür zu ſeinem Miniſter machen!

Ach, Herzog, rief die Gräfin erſchrocken, wie könnten Sie jemals der Miniſter eines Bourbonen ſein?

Sie meinen, ſchöne Gräfin, weil ich zu den ſogenannten Königsmördern, weil ich zu Denen gehöre, welche für den Tod Ludwigs des Sechszehnten geſtimmt haben?

Ja, ſagte die Gräfin, ihn mit flammenden Blicken anſehend, ja das meine ich! Der König wird Ihnen verzeihen, er wird Ihnen in jeder Weiſe dankbar ſein, aber er kann den Mörder ſeines Bruders nicht zu ſeinem Rathgeber, ſeinem Miniſter machen!

Gut, Madame, ſehr gut, ſagte Fouché lächelnd, Sie machen da Gefühlspolitik. Aber in dem Jahrhundert, in welchem wir uns befinden, iſt dieſe Gefühlspolitik nicht anwendbar. Um nach einer Revolution regieren zu können, muß man weder ein Herz noch ein Gedächtniß haben, und ſich nicht mit den gefühlvollſten, ſondern mit den geſchickteſten Menſchen umgeben. Alles, was jetzt geſchieht, beweiſt das zur Genüge.*) — Und haben Sie mir gar keine Antwort auf mein langes und dienſtergebenes Schreiben an den König zu bringen, Gräfin?

Doch, Herr Herzog, ſagte die Gräfin, einen Brief aus der Taſche ihres Kleides hervorziehend, hier iſt ein eigenhändiges Antwortſchreiben Sr. Majeſtät, und ich verſichere Sie im Voraus, daß nur der König allein ſeinen Inhalt kennt, und ihn, ohne ſeine Miniſter,

---

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'une femme de qualité. Vol. II. S. 219.

oder auch nur mich zu Rathe zu ziehen, geschrieben hat. Ich bin daher sehr neugierig, und ich bitte Sie mir als Lohn für meine treuen Botengängerdienste den Inhalt des königlichen Handschreibens mittheilen zu wollen.

Fouché versprach es, und erbrach dann das königliche Siegel, um den Brief zu lesen.

Sehen Sie, meine schöne Gräfin, sagte er lächelnd, der edle, weise und freisinnige König hat die Gnade, mir Recht zu geben, daß man nicht mit dem Gefühl Politik machen muß. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Brief Sr. Majestät vorlesen darf. Er ist so inhaltsreich, und doch von so bewunderungswürdiger Kürze, daß er für ein Muster des Briefstyls gelten kann. Hören Sie, Gräfin. „Herr Herzog von Otranto! Ich danke Ihnen für Ihre Treue und Ihren Eifer, mir zu dienen! Fahren Sie so fort, und an dem Tage, wo ich die Grenzen meines Königreiches als souveräner Herrscher wieder überschreite, werde ich die Kabinets-Ordre unterzeichnen, welche Sie zu meinem Polizei-Minister ernennt. Ludwig.“

Ah, das hat der König wirklich geschrieben? fragte die Gräfin überrascht.

Ich vermuthe, Sie kennen besser, als irgend Je-

mand die Handschrift Seiner Majestät, sagte Fouché lächelnd, überzeugen Sie Sich also.

Er reichte ihr das Billet dar, und die Gräfin heftete lange und aufmerksam ihre flammenden Blicke auf dasselbe.

Ja, sagte sie, es ist die Handschrift des Königs und Sie haben richtig gelesen! Da der König gesprochen hat, schweige ich, da der König weise ist und klug, folgt daraus, daß meine Ansicht thöricht ist, und daß wirklich, wie Sie sagen, man in der Staatspolitik kein Herz und kein Gedächtniß haben muß.

Nun also, mein Herr Herzog, frage ich Sie, wann wird der König die Ordonnanz, die Sie zu seinem Minister macht, unterzeichnen?

Das heißt, schöne Gräfin, Sie wollen nur fragen, wann wird der König nach Frankreich heimkehren? Aber das läßt sich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit sagen! Es hängt von Napoleon nicht allein, sondern ebenso sehr vom König Ludwig selber ab!

Wie denn vom König?

Der König ist umgeben von Personen, welche seine Regierung unbeliebt gemacht haben. Er muß diese vor allen Dingen entfernen, wenn das Volk wieder Vertrauen zu ihm fassen soll.

Ach, Sie reden von Blacas, ſagte die Gräfin ſeufzend, ich habe mich vergeblich bemüht, ihn zu ſtürzen. Er beſitzt noch immer das Ohr und das Herz des Königs, und weiß alle edleren und aufgeklärteren Männer von ihm fern zu halten. Es hat mir nicht gelingen wollen, den König zum nähern Verkehr mit meinem Freund Chateaubriand zu bereden, Blacas wollte es nicht!

Er iſt ein wahrhaft unbequemer Burſche, rief Fouché. Aber ich übernehme es, ihn zu ſtürzen, vorausgeſetzt, daß der König das Memoire, welches ich für ihn eben ausarbeite, und welches ich ihm durch Ihre gnädige Vermittelung ſenden möchte, richtig empfängt, und Blacas es nicht escamotirt.

Auch ich werde dafür ſorgen, daß er es nicht kann. Der Oberkammerherr des Königs, Prinz von Poix, liebt den Grafen Blacas auch nicht, und hat mir verſprochen, mein Vermittler zu ſein, ſo oft ich dem König, ſeinem Pylades zum Trotz, etwas mittheilen will.

Nun gut! Ich werde daran arbeiten, ihn bald zu ſtürzen, und beſonders ihn zu verhindern, nach Frankreich zurückzukehren. Zu dieſem Zweck werde ich verſuchen, Furcht einzuflößen; mit der Furcht macht man aus gewiſſen Leuten Alles, was man will.

Ach, rief die Gräfin lachend, jetzt kenne ich also das große Geheimniß der Politik, es ist die Kunst, Furcht zu erregen! Aber sagen Sie doch, Herzog, wie lange werden wir denn diesen Herrn Bonaparte hier noch dulden müssen?

Fouché zuckte die Achseln. Geduld, sagte er, man muß besonnen sein und die Dinge nicht übereilen wollen. Er ist nun einmal da, und man kann ihn nicht fortnehmen wie einen Bauer im Schachspiel. Aber wir wollen sehen, was wir thun können, um ihn möglichst bald zu beseitigen.*) Sie haben ihn ja gesehen, nicht wahr?

Ja, die Königin Hortense ließ mich zu sich rufen, und dort hatte ich die Ehre, den Herrn Bonaparte zu sehen, der mich wie ein Inquisitor über den König, die Herzogin von Angoulême und den Grafen von Artois ausfragte. Aber er war nicht mehr der Kaiser früherer Tage, er war abgespannt, erschöpft, er fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht.

Ach, Sie verkennen ihn, sagte Fouché lächelnd. Er fühlt sich jetzt nur augenblicklich unbehaglich, weil zwei

---

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Méneval: Mémoires. III. 247.

oder drei Männer wie Carnot und ich ein bischen seinem Despotismus entgegenarbeiten. Aber lassen Sie ihn erst zwei oder drei Schlachten gewinnen, wie Er sie zu gewinnen versteht, und Sie werden ihn eben so furchtbar und so energisch sehen, wie in früheren Tagen! — Ich habe ihm angezeigt, daß ich Sie rufen lassen und ihn nachher von dem Resultat unserer Conferenz benachrichtigen würde.

Nun, und was werden Sie ihm jetzt sagen? fragte die Gräfin lebhaft.

So ziemlich Alles. Daß Sie in Gent gewesen sind, um bei dem König Ihrer Gunst zu genießen; daß Sie versucht haben, den König für Herrn von Chateaubriand zu gewinnen; daß Herr von Blacas den Sieg über Sie im Geist des Königs errungen, und daß Sie jetzt in völliger Ungnade sind.

Sehr verbunden, rief die Gräfin, Sie lassen mich da eine Rolle spielen, unter der meine Eigenliebe bedeutend leidet.

Was thut Ihnen das? Die Hauptsache ist doch, daß man Sie in Ruhe läßt. Ich werde Sie hier in Paris unter Polizeiaufsicht stellen. Auf diese Art werden Sie täglich einen Vorwand haben, zu mir zu kommen, und unser Verkehr kann Niemanden auffallen.

Beunruhigen Sie Sich nicht, Sie werden dadurch keine Gefangene! Wenn Ihre Geſchäfte oder Ihre Vergnügungen Sie nach außerhalb rufen, ſo ſagen Sie es mir nur vorher, und ich werde Sie entſchlüpfen laſſen. Aber ſeien Sie vorſichtig, theuerſte Gräfin. Vertrauen Sie nicht Allen Denen, welche ſich Ihnen als Royaliſten nahen, und theilen Sie ihnen nicht unſere kleinen Geheimniſſe mit. Man wird Sie überwachen, und meine Polizei iſt nicht die einzige hier. Vielleicht auch wird Napoleon ſelbſt Sie rufen laſſen, um Sie auszuforſchen. Hüten Sie Sich vor ſeinem Späherblick.

Ach, ſagte die Gräfin lächelnd, er iſt ein Mann, ich bin eine Frau, ich habe alſo gewonnenes Spiel gegen ihn.

Verlaſſen Sie Sich nicht ſo feſt darauf, ſagte Fouché achſelzuckend, der Kaiſer iſt ſehr geſchickt. Ich ſelbſt habe oft große Mühe, ihn zu täuſchen. Er hat ein wunderbares Ahnungsvermögen. Aber unſern vereinten Kräften ſoll und wird es dennoch gelingen, ihn zu täuſchen, und wenn er in den Schlachten, zu denen er jetzt auszieht, nicht von einer Kugel um's Leben kommt, ſo werden wir ihn in den Netzen unſerer Ränke erwürgen. Es giebt nur noch Ein Mittel, durch das er ſeinen Untergang noch etwas verzögern könnte. Er

müßte, bevor er zur Armee abgeht, mich verhaften laſſen. Thut er das nicht, ſo iſt er verloren, denn alsdann hat er nicht bloß vor ſich einen vier Mal überlegenen Feind, ſondern hinter ſich eine Inſurrections-Armee, deren Feldherr ich bin, die ihn ſicher entthronen wird.

IV.

Napoleons Abreiſe zur Armee.

Es war am Abend des elften Juni. Der Kaiſer hatte ſeine Miniſter berufen, um zum letzten Male vor ſeiner Abreiſe zur Armee mit ihnen ſich zu berathen und ihnen gewiſſermaßen ſein politiſches Teſtament zu übergeben.

Seit vier Stunden befanden ſich ſeine Miniſter bei ihm in ſeinem Cabinet, und mit klarem Blick und ernſter Ruhe überlegte der Kaiſer mit ihnen alle Wechſelfälle der Zukunft und gab für alle dieſe ſeine Beſtimmungen.

Während der Dauer ſeiner Abweſenheit ſollte ein Regentſchaftsrath die Geſchäfte der Regierung verwalten, und die vierzehn Mitglieder dieſes Regentſchaftsrathes, an deſſen Spitze die beiden Prinzen Joſeph und Lucian

ſtanden, hatten ihren Eid der Treue in die Hände des Kaiſers abgelegt.

Im Fall, daß der Tod den Kaiſer auf dem Schlachtfelde ereilte, ſollte der Regentſchaftsrath ſogleich den Sohn des Kaiſers als Napoleon den Zweiten zum Kaiſer proclamiren und für ihn die Regierung übernehmen und das Reich verwalten, bis es den Bemühungen der Nation gelungen, Oeſterreich zur Herausgabe des jungen Kaiſers zu veranlaſſen.

Jetzt waren die Geſchäfte beendet. Der Kaiſer erhob ſich aus ſeinem Lehnſeſſel und ließ ſeine forſchenden Blicke an den Geſichtern ſeiner Miniſter dahingleiten, ließ ſie ſo lange mit bohrendem Ausdruck auf jedem Einzelnen ruhen, als wolle er die geheimſten Gedanken ihrer Seele in ihren Mienen leſen.

Helft mir das Vaterland retten, ſagte er dann mit jenem wunderbaren metallenen Ton, der ihm in den großen Momenten eigen war und alle Herzen erzittern machte. Wir gehen einem großen und ernſten Kampf entgegen, laßt uns Alle unſere Pflicht gegen das Vaterland erfüllen. Ich werde Euch mit einem guten Beiſpiel vorangehen. Ich werde auf dem Schlachtfeld die Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs vertheidigen und nur dies Eine Ziel im Auge haben. Ihr, meine Her-

ren Miniſter, Ihr werdet Sorge tragen, Frankreich im Innern die Ruhe und den Frieden zu ſichern, deren es ſo ſehr benöthigt iſt. — In den ſchwierigen und verwickelten Zeiten müſſen große Männer wie große Nationen die ganze Energie ihres Charakters entfalten und ein Gegenſtand der Bewunderung für die Nachwelt werden. — Ich reiſe dieſe Nacht ab. Meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht; die Armee und ich wir werden die unſrige thun. Ich empfehle Ihnen Eintracht, Eifer und Energie. Leben Sie wohl.*)

Er neigte leiſe ſein Haupt und winkte ihnen mit der Hand einen letzten Abſchiedsgruß zu. Schweigend, mit bleichen Geſichtern, mit traurigen Mienen gingen die Miniſter, geſenkten Hauptes einer hinter dem andern dahin ſchreitend, durch das Gemach der Thür zu. Napoleon immer noch aufrecht vor ſeinem Tiſch ſtehend, die rechte Hand auf denſelben aufgeſtützt, ſah ſie mit unbeweglichem, ehernem Antlitz, mit düſtern Blicken dahin ziehen. Dann, als der letzte von ihnen verſchwunden war, als die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen hatte, dann ſank er ſchwer und raſch, wie eine vom

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Cochelet: Mémoires sur la reine Hortense. Vol. III. 106.

Blitz gefällte Eiche, wieder in den Lehnstuhl nieder, und das Haupt tief hernieder gesenkt auf seine Brust, die Stirn in finstere Falten gelegt, starrte er vor sich hin.

Er hörte es nicht, wie sich die Thür des Vorsaals wieder öffnete, er sah nicht, daß Caulaincourt eintrat, und schüchtern und unentschlossen neben der Thür stehen bleibend, zu ihm hinschauete mit Blicken voll unendlicher Liebe und Trauer.

Sire, sagte er dann ganz leise, Sire!

Napoleon hob langsam sein Haupt empor, und er schien gar nicht überrascht, den treuen Freund da unaufgefordert vor sich zu sehen. Mit einem matten Lächeln streckte er ihm die Hand entgegen. Caulaincourt eilte vorwärts; vor dem Kaiser in die Kniee sinkend, nahm er seine Hand, und drückte sie fest an seine Brust, und blickte mit dem Ausdruck inbrünstigen Flehens zu ihm empor.

Sire, sagte er mit zitternder Stimme, Sire, nehmen Sie mich mit sich, lassen Sie mich an Ihrer Seite bleiben.

Der Kaiser schüttelte langsam das Haupt. Nein, sagte er, ich bedarf hier in Paris mehr eines treuen Freundes, als bei der Armee. Dort stütze ich mich auf meine eigene Kraft, hier muß ich Jemand haben, der mich

vor dem Verrath und den Intriguen meiner Feinde behütet. Sie müſſen bleiben, Caulaincourt, ich kann Sie hier nicht entbehren, ich habe Niemand, der Sie mir hier erſetzen könnte!

Oh Sire, rief Caulaincourt tiefbewegt, Sie ſchlagen es mir ab? Sie wollen mir nicht erlauben, Ihre Gefahren mit Ihnen zu theilen?

Mein Freund, ſagte der Kaiſer ſanft, die Gefahren, die mich auf dem Schlachtfelde erwarten, ſind nicht die ſchlimmſten, welche mich bedrohen. Größere Gefahren giebt es hier, und dieſe ſollen Sie für mich ertragen. Man wird mir dort nicht den Gehorſam verweigern, aber hier laſſe ich Intriguanten und Wühler genug zurück, welche nur auf den Moment lauern, daß ich abreiſe, um ihre Intriguen und Ränke gegen mich zu ſpinnen. Haben Sie alſo ein wachſames Auge, Caulaincourt, ſuchen Sie einzuwirken auf die einflußreichen Mitglieder der Kammern, damit ſie wenigſtens für die Dauer des Krieges inne halten in ihrer unſinnigen großſprecheriſchen Oppoſition. Ach, fuhr er fort, indem er aufſtand, und die Hände auf dem Rücken gefaltet im Zimmer auf- und abging, ach, ich haſſe dieſe prahlhänſigen ſogenannten Liberalen. Es ſind eitle Thoren, die nur deshalb Oppoſition machen, um ſich dabei in

den Vordergrund zu ſtellen, die ihrer perſönlichen Eitelkeit das Glück, den Frieden und die Eintracht des Volkes und des Landes opfern. Sie ſind es, dieſe liberalen Schwätzer der Kammern, welche mir die Sympathieen meines Volkes zu entziehen trachten, und die Unzufriedenheit erwecken. Ach, dieſe Kammern, dieſe Conſtitution! Es iſt eine Feſſel, welche die Hände des Regenten bindet und ihn zu einer Puppe macht, mit welcher die eitlen Schwätzer der ſogenannten Volksvertretung ſpielen möchten. Aber ich werde ihnen dies Spiel nicht lange geſtatten, und ein Tag wird kommen, wo ich dieſe nur vom Winde ihrer Eitelkeit aufgeblähten, großen Männer in meinen Händen zerdrücken und klein machen werde. Sobald ich Frieden habe von Außen, werde ich Ruhe ſchaffen im Innern, und die Kammern für immer auflöſen.

Oh Sire, das wäre ein gewagtes und gefährliches Unternehmen, rief Caulaincourt ſeufzend. Das franzöſiſche Volk hat ſich mit einer wahrhaften Begeiſterung dieſen neuen liberalen Inſtitutionen zugewandt, und würde Den für ſeinen Feind halten, der ihnen dieſelben zu entreißen trachtete.

Ja, es iſt wahr, die Nation macht die Kinderkrankheit des parlamentariſchen Liberalismus durch, ſagte

Napoleon gedankenvoll. Ich habe ſie anders wiedergefunden, als ich erwartete. Welch eine Veränderung iſt in dieſen elf Monaten meiner Abweſenheit mit den Franzoſen vorgegangen! Wie haben mir dieſe Bourbonen Frankreich zugerichtet, und wie viel Mühe wird es mir koſten, ſie wieder auf die rechte Bahn zu bringen!*) Es iſt Alles anders geworden, und ſtatt der gehorſamen, ſchweigenden Unterthanen, finde ich eine aufrühreriſche Maſſe, die ſich vermißt ihr eigener Herr ſein zu wollen, und ſich ſogar beleidigt fühlt, wenn ihr Herrſcher von ihnen Gehorſam und Unterwürfigkeit fordert. Der nationale Wille, das iſt es, was man an die Stelle des Gehorſams gegen das Oberhaupt der Nation geſetzt hat. Hat mir Carnot doch geſtern mit ſeiner impertinenten Ruhe geſagt: Sire, die Franzoſen ſind ein freies Volk geworden. Dieſer Titel „Unterthanen", den Sie ihnen ſo oft geben, beleidigt und erſchreckt ſie. Nennen Sie ſie „Bürger" oder noch beſſer, nennen Sie ſie Ihre „Kinder."**) — Nun wohl, wenn die Franzoſen meine Kinder ſind, ſo müſſen ſie

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Las Cases. Mémoires. Vol. III.

**) Fleury: Mémoires. III. 109.

mir als ihrem Vater gehorchen. Dazu aber haben ſie nicht die mindeſte Neigung. Bin ich denn nicht mehr der Kaiſer?

Ja, Sire, ſeufzte Caulaincourt, Sie ſind der Kaiſer, aber mit einer Conſtitution!

Das heißt mit einem Thron über meinem Throne, mit einer Krone über meiner Krone! Das heißt, ich habe da ein Haus voll aufgeblaſener Schwätzer, die vermeinen, daß man mit ſchönen und wohlklingenden Phraſen einen Staat regieren könnte, daß liberale Redensarten genügten, um eine Nation glücklich zu machen. Aber dieſe parlamentariſchen Diskuſſionen, dieſe Polemik der Parteien, dieſe fortgeſetzten Angriffe auf die Unantaſtbarkeit des Herrſchers, die ſind es, die mir mein Volk verführen! Es iſt, wie geſagt, eine Kinderkrankheit, welche die Franzoſen während meiner Abweſenheit befallen hat, und ich fürchte, es wird lange dauern, ehe ich ſie wieder von derſelben geheilt habe. Wenn ich wiederkehre, werde ich die Cur damit beginnen, daß ich die Schwätzer der Kammern zum Schweigen bringe. Man kennt den Arm des Kaiſers nicht mehr, aber bei meiner Heimkunft ſoll man ihn kennen lernen!*)

Sire, darf ich eintreten, fragte eine Stimme hinter

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury III.

ihm, und in der halbgeöffneten Thür erſchien die Geſtalt des Prinzen Lucian.

Ja, ſagte Napoleon ihm zunickend, ja, treten Sie ein, mein Bruder. Ich werde dann die beiden Getreueſten meiner Getreuen um mich haben. Früher war das anders, fuhr er düſter fort, früher hatte kein Souverain treuere Diener, geſchicktere Generäle! Aber nein, ich will mich nicht beklagen. Viele ſind mir treu geblieben und über die Abweſenden will ich die Anweſenden nicht vergeſſen. Frankreich hat mich mit einer Begeiſterung empfangen, welche meinen Zug von Cannes hierher zu einem Epos gemacht hat, das die Nachwelt einſt ebenſo bewundern wird, wie die Dichtungen des Homer; ich habe hier viele meiner Getreuen wiedergefunden, die Herzen meiner Soldaten ſchlagen noch eben ſo warm für mich wie in den frühern Tagen, und auf den Eifer, die Tapferkeit und Treue meiner Armee kann ich mich unbedingt verlaſſen.

Mein Bruder, ſagte Lucian, ich kam hierher, um Ihnen noch von einem Ihrer Diener früherer Tage zu ſprechen, der freilich Eurer Majeſtät die Treue gebrochen hat, der jetzt aber demüthig und reuevoll zu Ihnen zurückkehren möchte, und mich um meine Fürſprache bei Eurer Majeſtät gebeten hat.

Wer iſt es? fragte Napoleon lebhaft.

Sire, es iſt Murat!

Murat, rief der Kaiſer mit lauter, zorniger Stimme. Murat, der Verräther, der mich treulos und undankbar in den Tagen der Gefahr verlaſſen hat, der wagt es jetzt, zu mir zurückkehren zu wollen?

Sire, er bereuet, oder iſt bereit, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, wieder gut zu machen!

Das heißt, nicht wahr, er iſt von den Oeſterreichern beſiegt, aus ſeinem Lande verjagt worden, und hat ſich jetzt nach Frankreich geflüchtet, um ſich hier vor der Verfolgung ſeiner Feinde zu ſichern?

Ja, es iſt wahr, ſagte Lucian traurig, Murat iſt beſiegt worden. Er wollte ſich zum König von Italien machen, er hatte große und heldenkühne Pläne, aber ſie ſind nicht zur Ausführung gekommen. Die Völker Italiens haben ſeinem begeiſterten Zuruf nicht entſprochen, ſie haben nicht für ihn und die Unabhängigkeit Italiens zu den Waffen gegriffen, und ſein eigenes Heer ward in zwei Schlachten von den Oeſterreichern geſchlagen, bei Macerata und bei Introdocca. Er eilte zurück nach Neapel, um neue Streitkräfte zu ſammeln, doch er fand ſeine Hauptſtadt in Aufruhr; die Lazzaroni waren bereit ſich für ihren frühern König Ferdinand zu

erheben, und ſein eigenes Heer wandte ſich von ihm; die Oeſterreicher näherten ſich unter den Generalen Neipperg und Bianchi der Hauptſtadt.

Und unſere Schweſter Caroline? fragte Napoleon.

Sire, Murat fand ſie im Begriff, mit ihren Kindern ein engliſches Schiff zu beſteigen, das ſie nach Trieſt bringen ſollte.

Als Staatsgefangene der europäiſchen Mächte, rief der Kaiſer mit grollender Stimme. Es iſt dieſen von ihrer eigenen Furcht zu barbariſcher Gewaltthätigkeit aufgeſtachelten Souverainen ja nicht genügend geweſen, Mir den Krieg zu erklären, gegen mich ihre Donnerkeile zu ſchleudern, ſie haben meine ganze Familie in den Bann gethan und erklärt, ſie zu Gefangenen machen zu wollen, wo immer ſie ſie träfen. Meine gute treue Caroline muß alſo ſchon das Joch auf ihrem Nacken tragen. Und Murat? Er iſt den Oeſterreichern entkommen?

Ja, mein Bruder! Verkleidet, in einer Fiſcherbarke, iſt er entflohen, und hat vor einigen Tagen das Glück gehabt, die Küſte Frankreichs betreten zu können. Sire, er beſchwört Ew. Majeſtät, ihm zu verzeihen, ihn wieder in Ihre Dienſte aufzunehmen.

Niemals, rief Napoleon mit Ungeſtüm, niemals werde ich ihn in meiner Nähe dulden. Sein Verrath

gegen mich hat ihn gebrandmarkt, ich kann ihn nicht wiederſehen.

Sire, ſagte Caulaincourt mit flehender Stimme, Ew. Majeſtät ſollten gnädigſt die Vergangenheit zu vergeſſen ſuchen. Murat wird Ew. Majeſtät auf dem Schlachtfelde nützlich ſein können. Ew. Majeſtät haben ihn zu einem geſchickten Reitergeneral gebildet, und er verſteht es, die Truppen zu enthuſiasmiren, durch ſeine eigene perſönliche Tapferkeit ſie zu Heldenthaten zu entflammen.

Meine Armee wird auch ohne ihn Heldenthaten verrichten, rief Napoleon, mit Mir wird ſie auch ohne Murat zu ſiegen wiſſen! Ach, Ihr ſeht mich Beide traurig und ſeufzend an? Ihr glaubt nicht an meine Siege? Aber ich ſage Euch, ich werde dennoch ſiegen. Kommt hieher, ſchaut mit mir auf die Karte!

Er ſtieß ungeſtüm die Tapetenthür auf, die von dem Cabinet in das Landchartenzimmer führte und trat in daſſelbe ein, gefolgt von Lucian und Caulaincourt. Mit raſchen Schritten eilte er zu dem in der Mitte des Zimmers befindlichen Tiſch, auf welchem unter vielen andern Karten eine mit vielen Nadeln bezeichnete große Karte ausgebreitet war.

Seht, rief Napoleon, deſſen Antlitz jetzt wieder flammte von kühner Energie, ſeht, ich habe da das Horoſcop meiner Zukunft aufgeſtellt, und ich ſage Euch, es iſt mir günſtig. Meine Spione und Agenten haben mich gut unterrichtet und ich kenne ganz genau die Stellung und die Stärke der Verbündeten. Sie rücken in drei großen Heeresſäulen heran, die ſich von den Ufern der Maas bis nach den Alpen hinziehen, die, nach ihrem Plan, zu gleicher Zeit die franzöſiſche Grenze überſchreiten und gegen Paris marſchiren ſollen. Denn ſie vermeinen, daß ich ſo thöricht wäre, hier in Paris zu bleiben, das Anmarſchiren ihrer vereinten Streitkräfte zu erwarten, und dann erſt zu verſuchen, mich, den Umzingelten, gegen ihre Uebermacht zu vertheidigen. Thor, der ich wäre, mich in ihren Netzen einfangen zu laſſen, den Vertheidiger, ſtatt des Angreifers zu ſpielen! Sie wollen den Krieg, ſie ſollen ihn haben! Ich werde ihnen denſelben auf halbem Wege entgegen tragen. Seht, hier oben in Belgien, hier ſtehen hundertzwanzigtauſend Preußen. Der betrunkene alte Reitergeneral, der Blücher, führt ſie an, ein tollkühner Raufbold, der ſich für einen Helden hält, weil ihm im vorigen Jahre der Zufall günſtig geweſen und ihn ſeinen tollen Handſtreich auf Paris hat aus-

führen laſſen. — Hier unfern von den Preußen, hier, wo die rothen Nadeln ſind, da ſteht das aus allerlei Nationalitäten zuſammengeſtellte engliſche Heer von hunderttauſend Mann. Der Herzog von Wellington führt ſie an. Ich kenne ihn, denn ich habe ihn in Spanien und Portugal fünf Jahre zu bekämpfen gehabt. Er iſt ein tapferer und entſchloſſener Soldat, aber er iſt langſam in ſeinen Bewegungen, der kühne Angriff iſt nicht ſeine Sache. Darauf baue ich meinen Plan. Hier, weiter abwärts an den Ufern des Rheins, ziehen zweimalhunderttauſend Oeſterreicher heran, und hier an den Schweizer Grenzen ſammelt ſich ein deutſch-piemonteſiſches Heer von hunderttauſend Mann. Aber dieſe beiden Heere kümmern mich ebenſo wenig, wie das ruſſiſche Heer, das in weiter Ferne heranrückt, wie das ſpaniſche Heer, das ſich den Pyrenäen nähert. Wenn dieſe vier Heere an den Grenzen Frankreichs anlangen, wird das Schickſal ſchon entſchieden haben, ich werde alsdann den Mächten entweder den Frieden diktiren können, oder es wird für mich Alles beendet ſein! — Ich habe es nur mit den Preußen und Engländern zu thun!

Das heißt mit zwei Armeen, die zuſammen zweimalhundertundzwanzigtauſend Mann ſtark ſein werden, ſagte Lucian.

Ja, und ich werde ihnen nur hundertundfunfzigtausend Mann entgegenzustellen haben, rief der Kaiser lebhaft, aber ich werde meine Armee wie einen Keil zwischen diese beiden Armeen hineinzwängen, und ich werde sie auseinandersprengen. Sie liegen einige Stunden weit auseinander, ich werde mit meinem Heer diesen Zwischenraum ausfüllen. Sie glauben mich noch nicht zum Kriege gerüstet, sie glauben, daß ich ihnen noch einige Wochen Ruhe lassen werde, bis alle Recruten ausgehoben, alle Föderirten bewaffnet sind. Sie sind daher auch nicht auf den Angriff vorbereitet. Der alte Blücher glaubt in seinem Lager gemächlich rauchen und trinken zu können, Wellington meint, daß ich ihm Zeit lasse, in Brüssel den zu seinen Ehren veranstalteten Festlichkeiten beizuwohnen. Seine einzelnen Armee-Corps liegen ziemlich weit auseinander, und bei seiner Bedächtigkeit und Vorsicht wird er den Kampf nicht eher annehmen, als bis er sein ganzes Heer vereinigt hat. Wenn er mein unvermuthetes Erscheinen erfährt, wird er sich anfangs zurückziehen, ich werde das benutzen, um mich auf die Preußen zu stürzen, und der alte Blücher wird tollkühn genug sein, den Angriff anzunehmen. Es kommt nur darauf an, daß er meine Annäherung nicht vorher erfährt, und nicht Zeit findet

ſeine Corps ſchneller zuſammenzuziehen. Er glaubt mich hier in Paris beſchäftigt; während er daher müßig und unthätig ruht, ſtürze ich mich auf ihn und der Tag von Jena wird ſich für ihn wiederholen. Ich reibe die preußiſchen Heeres-Abtheilungen auf, dann, wenn dies vollbracht, dann wende ich mich den Engländern zu. Ich zwinge Wellington, der ſeine Corps noch nicht zuſammengezogen hat, zur Schlacht, er wird ſtutzen, zurückweichen, meine Truppen, ſiegbegeiſtert, werden auf ihn eindringen, und wenn das Glück, das ſich ſo oft mir günſtig gezeigt, auch dies Mal nur etwas für mich thut, ſo werde ich Wellington beſiegen, wie ich Blücher beſiegt habe. — Dann werde ich unterhandeln, werde mich auf's Neue an Oeſterreich wenden, und Frieden anbieten, und wenn meinen Anerbietungen einige gewonnene Schlachten als Herolde voraufgehen, wird der Kaiſer von Oeſterreich meine Couriere nicht zurückweiſen, ſondern er wird meinen Vorſchlägen ein williges Ohr leihen. Ach, ich kenne ja dieſe Fürſten, ſie haben mir immer geſchmeichelt, ſich immer vor mir in den Staub gebeugt, ſobald ich Sieger war, ſobald die Furcht vor der Schärfe meines Schwertes ſie überkam. Ich werde ihnen beweiſen, daß mein Schwert noch nicht ſtumpf geworden, daß ich noch immer der Kaiſer

Napoleon bin, dem ſie ſo viele Jahre zu Füßen geſeſſen, ich werde ſie zwingen, ſich wieder vor mir zu demüthigen, und mich wieder als Kaiſer von Frankreich anzuerkennen.

Der Himmel gebe, daß dieſer Tag der Gerechtigkeit für Ew. Majeſtät kommen möge, rief Caulaincourt begeiſtert, denn die Fürſten haben die Strafe Gottes gegen ſich herausgefordert, ſie haben in dem Schrecken vor Ihrer Perſon zu ſchmachvollen und unwürdigen Mitteln ihre Zuflucht genommen, und indem ſie Ew. Majeſtät zu ächten meinten, haben ſie ſich ſelbſt geächtet.

Ja, ſie haben ſchlecht, ſie haben unwürdig an mir gehandelt, ſagte Napoleon mit zorniger Stimme. Ich war ihres Gleichen, ich war auch auf Elba noch ein freier Souverain, wie ſie, und ſie ſelber hatten im Vertrag von Fontainebleau meine Souverainetätsrechte anerkannt. Ich war noch immer der Kaiſer, wie ich es geweſen in den Tagen von Erfurt und Dresden. Ich war und blieb der von der Hand des Papſtes geſalbte Souverain, deſſen Krone, wie klein ſie immer ſein mochte, man reſpectiren mußte. Niemand konnte das jedem Souverän zuſtehende Recht, andern Souveränen den Krieg zu erklären, mir ſtreitig machen. Und ich er-

klärte Ludwig, der ſich König von Frankreich nannte, den Krieg, ich wollte, was ich verloren, wieder gewinnen. Was kümmerten die auswärtigen Mächte dieſe Streitigkeiten im Innern Frankreichs? Waren ſie es, die ich angriff, die ich bedrohete? Ich forderte nur Frankreich, nur meinen von allen europäiſchen Mächten, außer England, einſt anerkannten Kaiſerthron von Frankreich, es war eine innere Angelegenheit, die ich mit der franzöſiſchen Nation, mit den Bourbonen allein abzumachen hatte. Aber die Furcht vor mir hatte den Verſtand der auswärtigen Fürſten verwirrt, und die Furcht machte, daß ſie, die einſt als Bewunderer zu meinen Füßen geſeſſen, die mich ihren Freund genannt, die von mir Kronen zum Geſchenk erhalten, ſich jetzt gegen mich verbündeten und eine Achtserklärung gegen mich ſchleuderten, als ſei ich ein Banditenchef, als lebten wir noch in den grauen Zeiten des Mittelalters, und es gäbe kein Völkerrecht, und das Fauſtrecht allein ſei noch gültig. Oh, ſie werden es eines Tages bereuen, ſo gehandelt zu haben, ihre eigenen Völker werden ſie dafür ſtrafen, daß ſie in mir die monarchiſche Würde, die Moral und Gerechtigkeit verletzt haben. Die Völker werden keinen Glauben mehr haben an das Wort ihrer Fürſten, denn ſie werden

meiner gedenken, und ſich erinnern, wie die Fürſten mir ihr Wort, ihre Treue gehalten, und welcher Art die Moral iſt, die ſie üben, wie heilig ihnen die Familienbande ſind, welche ſie ſchließen. Ich bin der Schwiegerſohn des Kaiſers von Oeſterreich, und Er iſt es, der allem Völkerrecht zum Trotz, mir den Krieg erklärt, Er iſt es, der meine rechtmäßige Gemahlin mit Gewalt von mir fern hält, der mir ſogar meinen Sohn, meinen armen kleinen König von Rom, der dem Vater ſein Kind verweigert. Lucian, Caulaincourt, habt Ihr den Baron Meneval geſprochen, hat er Euch von meiner Marie Louiſe, von meinem kleinen Napoleon erzählt?

Ja, Sire, ſagte Lucian mit düſterer Miene, er hat mir erzählt, daß die Kaiſerin mehr Furcht vor ihrem Vater als Liebe für ihren Gemahl empfindet, daß ſie hätte entfliehen können, daß ſie es aber nicht gewagt hat!

Ach, Du mußt ihr das nicht übel nehmen, rief Napoleon, deſſen Stimme jetzt weich und milde war, deſſen Antlitz jetzt zuckte vor innerer Bewegung. Nein, Du mußt das meiner armen Louiſe nicht übel nehmen. Sie iſt ein ſchüchternes, furchtſames Weib, das keine Kraft in ſich fühlt, dem Schickſal zu trotzen, eine Frau, die ihren Vater

als eine Autorität betrachtet, gegen die ſie als Tochter nicht opponiren darf. Aber ſie liebt mich dennoch, das weiß ich, und ſie würde glücklich ſein, wenn man ihr geſtattete, zu mir zurückzukehren. Und mein Sohn, mein kleiner blondlockiger Knabe? Habt Ihr's gehört, daß er immer noch an ſeinen Vater denkt, daß er ganz leiſe und ſchüchtern dem Baron Meneval zugeflüſtert hat, er ſolle mir ſagen, daß der kleine König von Rom mich noch immer lieb habe? Ach, ſie wollen es ihm verbieten, ſeinen Vater zu lieben; ſie ſind grauſam genug, ihm ſogar ſeinen Namen zu ſtehlen, und ſie nennen ſich Chriſten und ſie wagen es, von chriſtlicher Liebe und Moral zu ſprechen! Einem Kinde den Namen zu nehmen, den es von geweiheter Prieſterhand in der heiligen Taufe erhalten hat, ihm denſelben bloß deshalb zu nehmen, weil es der Name ſeines Vaters iſt. Und mein armer Knabe weint darüber und will nicht Franz heißen, will kein Oeſterreicher ſein. Ach, ich hätte ihn ſehen mögen, wie er mit Thränen in den Augen zu Meneval ſagte: Erzählen Sie es nicht meinem Papa, daß ſie mich hier Franz nennen. Es würde ihm wehe thun.

Der Kaiſer, überwältigt von ſeiner eigenen Rührung, verſtummte und legte die Hand über ſein Ange-

ſicht, um Niemand die Thränen ſehen zu laſſen, die in ſeinen Augen ſtanden. Dann nach einer Pauſe ließ er ſeine Hand wieder niedergleiten und ſeine Züge hatten wieder die eherne Ruhe angenommen.

Ich werde ſie zur Rechenſchaft ziehen für dieſen Frevel, den ſie an den geheiligten Geſetzen der Natur verübt haben, rief er mit drohender Stimme, und wenn ich es nicht vermag, ſo wird Gott ſelber ihre Strafe übernehmen! Aber vorläufig will ich verſuchen, ſelber ſie zu ſtrafen. Die Menſchen haben mich oft den Löwen genannt, nun wohl, wir werden ja ſehen, ob der Löwe noch ſeine Kraft und ſein Glück früherer Tage beſitzt.

Der Himmel gebe es, rief Lucian, der Himmel mache Sie zum Sieger über alle Ihre Feinde.

Der Himmel! Du meinſt alſo doch, mein Bruder, daß ich allein dazu nicht ſtark genug bin, und daß ich dazu noch des Bundes mit Dem da oben bedarf?

Und Sie, Caulaincourt! Bezweifeln auch Sie, daß ich das Werk allein vollenden, den Sieg allein erkämpfen kann?

Sire, es bedarf ein Jeder zu ſeinem Glück der Allianz mit dem Souverain da droben. Wenn Er nicht mit Ihren Feinden iſt, ſo werden ſie beſiegt werden, obwohl ſie zwei Mal ſtärker ſind als Ew. Majeſtät.

Das will ſagen, wenn Er nicht mit mir iſt, ſo werde ich beſiegt werden, weil ſie mir zweifach überlegen ſind. Ja, es iſt wahr, murmelte Napoleon düſter vor ſich hin, die Kräfte ſind ungleich. Ich habe nicht allein ein viel geringeres Heer, ſondern es fehlen mir auch die Marſchälle und Generäle, mit denen ich gewohnt war, zu ſiegen. Wo ſind ſie Alle, meine Tapfern, deren leuchtende Augen ſchon vor der Schlacht mir Glück wünſchten zu dem kommenden Siege? Der Tod oder der Verrath hat ſie von meiner Seite genommen. Mein edler, treuer Duroc, mein braver Lannes ſind ins Grab gegangen, Berthier hat mich verrathen und iſt entflohen, Augereau auch iſt ein Verräther, und er vergißt in ſeiner neuen Höflingsrolle, daß er einſt ein wüthender Republikaner war, und daß ich es bin, der ihn groß gemacht. Macdonald, Oudinot, Marmont, Sebaſtiani, Maiſon, St. Cyr, Lauriſton, ſie Alle haben den Feldherrn verlaſſen, der ſie einſt zu ſo vielen Siegen geführt und dem ſie ihren Titel und ihre Ehren verdanken. Maſſena iſt alt geworden, und ich darf ihm kein Commando mehr übertragen. Soult, Ney und Davouſt, das ſind die einzigen Marſchälle, die mir geblieben. Aber darf ich auf ſie rechnen und ihnen vertrauen? Soult iſt zu mir zurückgekehrt, nachdem er

noch einige Tage vorher in einer Proclamation an die Armee von mir wie von einem Banditen und Verbrecher, auf den man fahnden müſſe, geſprochen hatte. Er dient mir jetzt, wie er vor mir dem König Ludwig gedient hat, und wie er, wenn ich ſcheitere, meinem Nachfolger dienen wird, nicht aus Neigung und Treue, ſondern weil ich der Machtgeber bin und weil es klüger und vortheilhafter iſt, mit dem Sieger zu bleiben, als mit dem Beſiegten zu entfliehen. — Ney iſt ſeiner alten Liebe zu mir gefolgt, und er iſt da, weil er dem Ruf ſeines alten Feldherrn nicht zu widerſtehen vermochte. Aber er zürnt faſt ſeinem Herzen, daß es ſeinen Kopf überflügelt hat, er nennt ſeine Treue gegen mich Verrath gegen die Bourbonen und iſt mit ſich ſelber in Zwieſpalt. Davouſt iſt mir auch noch geblieben, aber ich muß ihn als meinen Kriegsminiſter zurücklaſſen. — Und ſo ziehe ich aus mit nur zweien meiner alten Marſchälle und ſonſt mit lauter jüngern Generälen, deren Fähigkeiten ich kaum kenne und denen ich zum Theil mißtraue. Vor allen Dingen aber traue ich dem General Bourmont nicht. Er iſt immer ein zweideutiger Charakter geweſen, immer nur auf ſeinen Vortheil bedacht, er wird mich verrathen, wenn es ſeinem Vortheil angemeſſen erſcheint.

Sire, ſagte Caulaincourt, die Marſchälle Ney und Soult haben für ſeine Treue gut geſagt.

Ja, rief Napoleon, ſie haben das gethan, die beiden Herren Marſchälle. Aber wer ſagt mir für ihre Treue gut? Ach, wenn ich Eugène Beauharnais noch bei mir hätte, Eugène, den ich mir zum Feldherrn erzogen, den ich zu meinem Sohn angenommen habe, und der jetzt bei meinen Feinden lebt, während ich — doch ſtill, es nützt nichts, über das Unabwendbare zu klagen. Ich gedenke der Abweſenden, aber ſie gedenken Meiner nicht mehr!

Aber, mein Bruder, bat Lucian, wenn Einer von den Abweſenden zu Ihnen zurückkehrt, ſo ſollten Sie ihn willkommen heißen und ihm die Hand zur Verſöhnung darreichen. Ich wage es noch einmal, für Murat zu bitten. Er kommt reuevoll zurück, und er vermag Ew. Majeſtät nützlich zu ſein.

Nein, nichts mehr von Murat, rief Napoleon heftig. Das Unglück hat ihn gezeichnet und zieht ihn zu ſich, ich will meinen wankenden Thron nicht von der Hand eines entthronten Königs ſtützen laſſen. Nichts mehr von dieſem einſtigen Freund, der in der Stunde der Noth ſich zu meinem Feind erklärt hat.

Sire, ſagte Caulaincourt, ſo erlauben Sie mir,

Ihnen dagegen von einem Feinde zu ſprechen, der in der Stunde der Noth ſich zu Ihrem Freund erklärt hat, das heißt, in der Stunde der Noth, die ihn bedrohte! Sire, trauen Sie Fouché nicht. Er iſt ein gefährlicher und böſer Feind, und er ſinnt auf Ihr Verderben.

Mein Bruder, rief Lucian, ich wage es, meine Bitten mit denen des Herzogs von Vicenza zu vereinigen. Laſſen Sie nicht hier in Ihrem Rücken einen Feind zurück, der um ſo gefährlicher iſt, da Sie ihm die Mittel in die Hände gegeben, durch welche man ſonſt die Verdächtigen überwacht und entfernt. Fouché darf nicht der Chef der Polizei bleiben, denn dieſe gerade giebt ihm die Gewalt, Ihnen im Innern Frankreichs mehr zu ſchaden, als ein feindliches Heer außerhalb Frankreichs Ihnen gefährlich ſein kann.

Sire, ſagte Caulaincourt, ich klage vor Ew. Majeſtät den Herzog von Otranto des Verrathes an, des heimlichen Verkehrs mit Ihren Feinden, der Intriguen mit Gent, des Beſtrebens, die Bourbonen wieder auf den Thron von Frankreich zurückzuführen. Möge es Ew. Majeſtät gefallen, meine Anklage anzunehmen, und des Verräthers ſich zu bemächtigen.

Ja, Fouché iſt ein Verräther, rief Lucian, er iſt es, der durch ſeine Emiſſaire die Provinzen zum Auf-

ſtand reizt, der die Stimmung der Bevölkerung von Paris gegen Sie zu wenden ſucht. Gleich dem Herzog trage ich auf die ſofortige Verhaftung Fouché's an, beſchwöre ich Ew. Majeſtät, ſich dieſes gefährlichen Feindes zu verſichern, und ihn zu verhindern, ſeine verrätheriſchen Intriguen noch weiter auszudehnen! Sire, er iſt ein Verſchwörer, möge der Rebell mit ſeinem Leben ſeinen Verrath büßen!

Napoleon antwortete nicht ſogleich. Er ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langſam einige Male auf und ab. Die Geſichter Lucian's und Caulaincourt's waren mit einem Ausdruck flehender Angſt und Erwartung ihm zugewendet, und als der Kaiſer jetzt ſtill ſtand, und ſeine flammenden Blicke auf ſie richtete, hämmerte ihr Herz mit fieberhaften Schlägen in ihrer Bruſt, und ſie hielten den Athem an vor Ungeduld und Erregung.

Nein, ſagte Napoleon langſam, nein! Wozu könnte das Blut dieſes Menſchen mir nützen, wenn ich bei meinem Unternehmen unterliegen ſollte? Aber derſelbe Courier, der die Nachricht von der Niederlage der Engländer und Preußen nach Paris bringt, wird auch den Befehl zur Hinrichtung Fouché's überbringen.*) Habe

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Eduard Arnd. Geſchichte der letzten vierzig Jahre. I. 139.

ich erſt den Feind da außen bezwungen, ſo mögen meine Feinde im Innern Frankreichs zittern. Ich werde ſie unter meinen Füßen zertreten. Zwei große Siege und Frankreich beugt ſich in Gehorſam vor ſeinem Kaiſer! Daran gedenkt, meine Freunde, und zagt nicht! In einer Stunde reiſe ich zur Armee ab, mit mir reiſt das Glück der Zukunft, oder das Verderben!

V.

Die Schlacht bei Ligny.

Napoleon hatte wohl Recht gehabt, dem General Bourmont nicht zu trauen, und von ihm einen Verrath zu befürchten. Das Heer hatte kaum am vierzehnten Juni die französische Grenze überschritten, und war in Belgien eingerückt, als der General Bourmont das französische Heer verließ, und sich zu den Preußen begab, um dem Feldmarschall Fürsten Blücher Napoleons Plan zu einem raschen Angriff der Preußen zu verrathen.

Der alte Feldherr jauchzte dieser Nachricht entgegen wie einer Verkündigung nahenden Glückes. Seine Eilboten flogen nach allen Richtungen und zu allen preußischen Heerestheilen hin, um den Truppen den Befehl zu bringen, daß sie auf ihre verschiedenen Sammelorte rücken und sich zur Schlacht bereit halten sollten.

Hinter dem Dorfe Ligny ſtand Blücher mit der Hauptmacht ſeines Heeres, des Heranrückens Napoleons gewärtig und ganz bereit, den Kampf anzunehmen. Alle Anordnungen waren beendet, alle Truppen hatten ihre angewieſene Stellung eingenommen, Alles war ſchlachtbereit, kampfgerüſtet.

Vor allen Dingen aber war Blücher ſchlachtbereit und kampfgerüſtet. Dort auf der Höhe hinter Ligny hielt er auf ſeinem Schimmel, umgeben von ſeinen Generälen und Adjutanten. Es war immer noch derſelbe heitere freudige Ausdruck in ſeinen Zügen; das Jahr, das ſeit der Einnahme von Paris, ſeit Blüchers großen Triumphen und Siegen vergangen war, hatte auf ſeinem Antlitz keine Spur zurückgelaſſen, ſein Auge glänzte noch immer im Feuer der Jugend, ſeine Stimme war noch ebenſo friſch, ſein Herz noch ebenſo muthvoll und unverzagt.

Sein glänzender Blick ſchweifte umher an dem Horizont und ſpähete hinüber nach dem heranziehenden Feinde, den jetzt freilich auch das ſchärfſte Fernrohr nicht zu erſpähen vermochte, deſſen Annäherung man aber inne ward an dem Donner der Kanonen, der in ununterbrochener Macht immerfort daherrollte und verkündete, daß der Feind ſchon mit irgend einer Abtheilung des

preußiſchen oder engliſchen Heeres im Kampf begriffen ſei.

Es iſt auf dem rechten Flügel, ſagte Blücher, der lange ſtumm hinübergehorcht hatte nach dem Kanonendonner, ja, es iſt auf unſerm rechten Flügel, wo Zieten ſteht. Er bedarf Hülfe und wir müſſen ſie ihm bringen.

Und in ſeiner raſchen entſchiedenen Weiſe ertheilte er ſeine Befehle, gab er ſeinen Generälen und Adjutanten ihre Weiſungen. Sie ſprengten von dannen und Blücher blieb jetzt allein mit ſeinem Generalquartiermeiſter, ſeinem getreuen Freund Gneiſenau. Unſern von Beiden befand ſich noch ein anderer Getreuer; er ſaß auf einem ſtattlichen Pferd und trug die einfache Uniform eines gemeinen Huſaren; vor ihm auf dem Sattelknopf ſtand ein länglicher eiſerner Kaſten, und aus demſelben hatte er eben eine kurze weiße Thonpfeife genommen, die er jetzt in Brand ſetzte und von deren Wohlbefinden er ſich mit zärtlichſter Sorgfalt zu überzeugen ſuchte. Zuweilen nur hob er die kleinen hellblauen Augen empor und richtete den gutmüthigen Blick hinüber zu den beiden Herren, die da vor ihm hielten und in lebhaftem Geſpräch begriffen waren.

Na, das ſcheint heute wieder 'ne gute Wirthſchaft zu ſind, brummte er leiſe vor ſich hin. Nich mal an

ſeinen Stummel denkt er heut wieder und Augen macht er, als wollt er ſie gleich zu Kohlen gebrauchen und den Toback damit in Brand ſtecken. Muß doch 'n bisken näher reiten und zuhören, was ſie Beide nu wieder ſprechen, ob was los werden ſoll. Ich weiß, was ich der Male, — ne, der Frau Fürſtin Blücher wollt ich ſagen, verſprochen habe und ich will Wort halten.

Er gab ſeinem Pferde einen wohlgeführten Stoß in die Weichen und ließ es vorwärts traben.

Na, nu wird er mich doch wohl hören, brummte er, nu wird er ſich doch wohl erinnern, daß Chriſtian da iſt, und der Stummel dazu!

Aber Blücher ſchien ſich deſſen durchaus nicht zu erinnern, ſondern war noch immer eifrig im Geſpräch mit ſeinem Vertrauten begriffen.

Ich denke, ſagte der Feldmarſchall, die ſpähenden Blicke noch einmal am Horizont dahin ſchweifen laſſend, ich denke, es iſt nun Alles wohl geordnet und wir haben nichts vergeſſen, Gneiſenau?

Nein, Ew. Durchlaucht, wir —

Hören Sie, unterbrach ihn Blücher, indem er ſeinen langen weißen Schnurrbart durch ſeine Finger zog, hören Sie mal, Freund, thun Sie mir den einzigen Gefallen und laſſen Sie die dumme Titulatur weg.

Ihr Sie bin ich keine Durchlaucht, das geht Sie rein ganz und gar nichts an, daß mich der König zum Fürsten von Wahlstatt gemacht hat. Es hat's auch nicht klug gethan, weil er in mir die Tapferkeit der ganzen Armee belohnen wollte und weil ich just an der Spitze derselben stehe. Aber Sie haben nicht nöthig, Sich daraus zu thun; für Sie bin ich nur Ihr Freund Blücher, Sie sind mein anderes Ich, und da paßt sich die Durchlaucht nicht. Es wär' grad' so, als wenn meine Waale mich Durchlaucht nennen und ihren alten Knasterbart als Fürst tituliren wollte. Das ist gut für die fremden Menschen, aber nicht für Sie und die Waale. Na, das habe ich Ihnen bloß sagen wollen und nun sprechen Sie weiter. Wir haben nichts vergessen, nicht wahr?

Nein, Feldmarschall, wir haben nichts vergessen, sagte Gneisenau mit einem zärtlichen Blick auf seinen alten Feldherrn, es ist Alles wohl überlegt und geordnet. Wir haben eine schöne und vortheilhafte Stellung, und diese Höhenzüge hier hinter dem Bache Ligne scheint der liebe Gott eigens für uns geschaffen zu haben. Da drüben weit über Orty hinaus steht unser rechter Flügel unter General von Zieten; der linke Flügel unter General von Thielmann dehnt sich hinunter nach Wa-

Point du Jour und nach Tongrines, und das Centrum unter General von Pirch steht zwischen Sembref und Bry. Die drei Dörfer hier vor uns, Saint Amand, Ligny und Tongrines haben wir stark besetzt, und wenn Napoleon uns da angreift, wird er es zu büßen haben. Wir sind vierundachtzigtausend Mann stark, und Napoleon rückt, wie General Bourmont uns gesagt hat, nur mit fünfundsiebenzigtausend Mann gegen uns heran. Die andern Heeresabtheilungen bleiben stehen, um die Engländer zu bewachen.

Aber sie werden die Engländer hoffentlich doch nicht hindern, uns, wenn's Noth thut, zur Hülfe herbeizueilen? Wellington hat mir versprochen, daß bis heute Mittag um zwei Uhr zwanzigtausend Mann seiner Truppen bei uns anlangen sollen. Sie glauben doch, daß er Wort halten kann?

Ich bin davon überzeugt, Feldmarschall. Er wird, wie Sie ihn gebeten haben, seine Truppen über Quatre-Bras anmarschiren lassen, und wenn diese auch erst um vier Uhr hier anlangen, so ist es immer noch zeitig genug.

Na, also in Gottes Namen denn, so will ich die Schlacht annehmen, wenn der Bonaparte sie mir bietet, sagte Blücher vergnügt. Er hat keinen Pardon an-

Einſehen hat und ein Machtwort ſpricht, damit der Congreß, den die Faberfuchſer in Wien abhielten, endlich ein Ende nähme. Und weil der liebe Gott ſeit zwanzig Jahren immer, wenn er die Völker und die Großen für ihre Fehler und Sünden abſtrafen wollte, ſich den Bonaparte als Geißel für die Strafbaren nahm, ſo hat er ihn ſich auch dies Mal wieder von Elba herüber gelangt und hat ihn hin und her geſchwenkt, damit alle die weiſen Herren Diplomaten von Wien Reißaus nähmen. Gneiſenau, es war ein jammervolles Ding dieſer Congreß in Wien, und das Herz that Einem weh, wenn man hörte und ſah, wie's da zuging. Gered't und geſchrieben haben ſie genug, aber es kam nichts zu Stande, und ſie zankten ſich blos hin und her um Länder und Unterthanen, und das Haben und Beſitzen und das Mein und Dein, das war ihnen Allen die Hauptſache. Ich weiß nicht, ich mag auch wohl gern haben und beſitzen, und wenn ich am Spieltiſch ſo'n paar tauſend Louisd'or gewinne, ſo lacht mir's alte Herz im Leibe. Aber um was es ſich da handelt, und um was wir da würfeln und ſtreiten, das ſind doch man blos eben Goldfüchſe und keine Menſchen. In Wien haben ſie aber um Menſchen gewürfelt und geſtritten, als wenn's Goldfüchſe wären, und als ob die Völker blos

darum ihr Hab und Gut, ihr Blut und Leben geopfert hätten, um dafür links und rechts, an dieſen oder jenen großen Herrn, den die Luſt kitzelte, noch'n paar tauſend Unterthanen mehr zu regieren, verſchenkt zu werden. Ich mein' aber, Gneiſenau, die Völker ſollten für die Fürſten keine Goldfüchſe ſein, um die ſie würfeln, ſpielen und ſtreiten, ſondern die Fürſten hätten daran denken ſollen, wie groß, tapfer und opferbereit ſich ihre Völker bewieſen haben, und ſie hätten vor allen Dingen ſich dafür dankbar zeigen und darauf bedacht ſein ſollen, ihre Völker glücklich zu machen.

Nun, zuletzt haben ſie ja in Wien noch daran gedacht, ſagte Gneiſenau. Zuletzt, als wieder Gefahr drohete, da haben ja alle deutſchen Fürſten an ihre Völker gedacht und haben ihnen allen gar köſtliche Geſchenke gemacht.

Ah, Sie meinen die Verordnungen und Verſprechungen? Die Geſchichte von den Landſtänden und Conſtitutionen, welche die Fürſten verſprochen haben?

Ja, die meine ich! Und ich denke, das edle und tapfere preußiſche Volk wird zufrieden ſein mit dem Dank ſeines Königs. Er hat ihm feierlich verſprochen und zugeſagt, daß eine Repräſentation des Volks gebildet werden ſoll. Er hat gelobt, daß eine Landes-

Repräsentation gebildet werden soll, die in Berlin ihren Sitz hat, welche die Befugniß und das Recht haben soll, über alle Gegenstände der Gesetzgebung zu berathen, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen.*) Es ist ein großes Geschenk, welches der König Friedrich Wilhelm seinem Volk verkündet hat, er will ihm eine Constitution geben, er will seine Unterthanen zu seinen Staatsbürgern erheben. Meinen Sie nicht, daß damit das Volk für seine Heldenthaten und sein vergossenes Blut königlich belohnt wird?

Na, das versteh' ich nicht, Gneisenau, sagte Blücher achselzuckend, das sind so moderne Ansichten und Phrasen, die nicht recht in meinen alten Kopf rein wollen. Constitution, freie Staatsbürger, ach ja, es klingt recht hübsch. Aber wissen Sie, wie mir Eure moderne sogenannte constitutionelle Freiheit vorkommt? Es ist grade so, wenn man einem Jagdhund, der's Edelwild gut gejagt hat, zur Belohnung wollt' Butter auf die Nase schmieren. Er riecht dem armen Kerl gar vortrefflich zu, und er streckt die Zunge darnach aus, und möchte lecken, aber es geht nicht, er kann mit seiner Zunge nicht ran an

*) Pertz VI. S. 4[illegible]

die Nase unter leckt und doch, und kriegt von seiner Belohnung auch nichts in den Mund. Sehen Sie, Freund, just so kommt's mir vor mit der constitutionellen Freiheit der Völker. Es ist auch nur bloß Butter, die ihnen auf die Nase geschmiert wird, aber in den Magen kriegen sie rein gar nichts davon, und zu Tode hungern können sie sich auch dabei. Man bloß'ne Redensart ist's mit so'ner Constitution, und noch schlimmer ist's, wenn's keine Redensart ist, und wenn die Unterthanen solche großmäulige scheinrednerische Kerls werden, wie ich sie in England im Unterhause gesehen habe, solche langnasigen Kerls, die morgens Dütchen drehen und Lichter ziehen, und Abends so klug und gelehrt thun, und meinen, sie wären dazu da Gesetze zu geben und die Volksbeglückung zu erfinden! Nein, nein, verschont mich mit Eurer constitutionellen Freiheit, gebt den guten treuen Völkern eine ordentliche, aus weisen und ehrlichen Männern zusammengesetzte Regierung, verringert so viel als möglich ihre Abgaben und Steuern, gebt ihnen väterliche, liebevolle, sparsame und generöse Fürsten, und haltet ihnen ein tapferes und tüchtiges Heer, das sie vor Feinden von Außen beschützt. Meinen Sie nicht, Freund, daß die Völker sehr glücklich sein würden, wenn sie das Alles hätten?

Ja gewiß, Feldmarschall, das meine ich, sagte Gneisenau lächelnd. Aber alle diese Dinge werden ihnen eben durch die Constitution, die Verfassung gesichert. Na, meinetwegen, rief Blücher, wir wollen uns nicht darüber streiten, sondern von der Constitution sagen, was mein weiser Pipenmeister immer von streitigen Dingen zu sagen pflegte: „wer't mag, de mag't, un wer't nich mag, de mag't ja woll nich mögen.“*) Aber hören Sie nur, Gneisenau, der Kanonendonner kommt näher und näher, und — hurrah, hurrah, sehen Sie da hinten, da drüben am Horizont, sehen Sie da den dunkeln Streifen, Gneisenau?

Ich seh's, Feldmarschall, es bewegt sich vorwärts.

Das sind die Franzosen! rief Blücher jubelnd. Sie kommen, sie kommen, das wird nun wieder los gehen. Na, du lieber Gott da droben, nun sei so gut und hilf uns, und denk daran, daß wir siegen müssen, daß es 'ne Ehrensache von ganz Europa ist, den Kerl, den Bonaparte, endlich zu vernichten, und denk' auch daran, lieber Gott, daß ich doch wahr und wahrhaftig nicht eher sterben kann, als bis ich meinen Schwur erfüllt,

*) Wer's mag, der mag's und wer's nicht mag, der mag's ja wohl nicht mögen. Plattdeutsches Redensart.

von Bonaparte, keine gekriegt, und mein liebes Deutschland wieder am Rhein seine Freiheit besteht, daß ich nicht eher die Augen schließen kann, als bis das geschehen ist, und daß meine alten Augen noch schon recht müde sind, und ich mich oft recht sehnte, bei Dir im Himmel zu sein. Aber jetzt geht's nicht, nein, jetzt nicht. Ich hab' schier Lust, noch tüchtig was zu thun, noch schwere Arbeit zu Stande zu bringen; hilf mir also ein bischen, mein Gott, und Du, meine edle, schöne Königin Louise, Du bete für mich und Deine Preußen! — Es geht los, hurrah, es geht los! Gneisenau, kommen Sie mal her, mein altes Herz ist so glücklich, und darum hab' ich Sie so lieb, und ich muß Ihnen einen Kuß geben zum Abschied für heute!

Er neigte sich über sein Pferd herüber nach Gneisenau, der dicht an seiner Seite hielt, und mit der Zärtlichkeit und der Ehrerbietung eines Sohnes ihn anschaute. Einen schallenden, lauten Kuß drückte der alte Blücher auf die Lippen seines Gneisenau, und einen Moment schlang er seinen Arm um des Generals Nacken.

Dann sprengte er lachend vorwärts seinen Abgesandten entgegen, welche kamen, ihm das Anrücken des Feindes zu verkünden.

Nun ward es lebhaft überall, der Kanonendonner

[illegible]

Durchlaucht, eh's nu los geht, gern noch'n wichtiges Wort sagen, und geheim muß es sein, denn was ich zu sagen hab', das ist was von der Frau Fürstin Male.

Na, denn sprich mal, Pipenmeister, sagte Blücher, einige Schritte vorwärts reitend. Was hast Du zu sagen?

Blos das, Durchlaucht, daß Sie Sich heute nich dürfen einfallen lassen, wieder wie vor'n Jahr bei La Rothière selber mit in's Gefecht zu gehen und selber mit drein hauen zu wollen.

Ih, seh mal, sagte Blücher, das soll ich mir nicht einfallen lassen? Wer will's mir denn verbieten?

Die Frau Fürstin Male und ich. Sie hat mir befohlen, daß ich, so oft es nu hier zu 'ner Schlacht kommt, jedes Mal soll ihren lieben, guten Fürsten Blücher von ihr bitten, daß er sich vernünftig und anständig beträgt, nicht wie'n gemeiner Husar selbst kämpft und in's Feuer geht, sondern wie'n vornehmer Feldherr man blos von fern hält und die Schlacht mit ansieht, Hurrah brüllt, wenn seine Armee siegt, und mit fortläuft, wenn sie besiegt wird. So soll'n Sie's machen, läßt Ihnen die Frau Fürstin sagen, und ich hab' ihr versprochen, daß ich Sie bitten will, es zu thun, und daß, wenn's Bitten nicht hilft, ich Sie zwingen will, es zu thun.

Zwingen, Chriſtian? fragte Blücher, eine große blaue Wolke aus ſeiner Pfeife hervorblaſend. Na, ſag' mir mal blos, Du Knirps, wie Du's machen willſt, den Feldmarſchall Blücher zu zwingen, daß er nicht in den Kampf geht, wenn er doch will?

Ich werd' ihm immer zurufen: Herr Fürſt Blücher, 'n ſchlechter Kerl, der nicht Wort hält, und Sie haben der Male, — der Fürſtin Male, wollt' ich ſagen, feierlich verſprochen, daß Sie vernünftig ſein und nicht ſelbſt mit drein hauen wollen. Na, und wenn das nicht hilft, und Sie ſo'n ſchlechter Kerl ſein wollen, dann werd' ich mit meinem Pferd quer vor Ihren Weg reiten, und Sie müſſen mich denn erſt in Stücke hauen, ehe ich Sie vorwärts laſſe.

Na, und dann werde ich Dich in Stücke hauen, rief Blücher halb beluſtigt, halb erzürnt.

Thun Sie's, wenn Sie glauben, daß Sie gleich wieder 'n guten Pipenmeiſter bekommen können, ſagte Chriſtian Hennemann gelaſſen. Ich hab' Ihnen nun geſagt, was ich zu ſagen hab', und was ich der Fürſtin verſprochen hatt' zu ſagen. Sie werden nu wiſſen, Durchlaucht, was Sie zu thun haben, und es kann nu losgehen!

Wahr iſt es, brummte Blücher, als er wieder ſein

Pferd vorwärts lenkte, ſeinem Generalſtab zu, wahr iſt es, verſprochen hab' ich der Male, daß ich in dieſem Feldzug nicht ſelbſt mit drein hauen und kämpfen wollt', und wenn es irgend geht, will ich auch Wort halten, aber —

Eine Ordonnanz flog heran, und meldete vom rechten Flügel vom General Zieten her, daß der Feind ihn hart bedrohe, und er Unterſtützung begehren müſſe.

Eine zweite Ordonnanz kam herangeſprengt.

General Vandamme mit ſeinen Truppen iſt vorgedrungen bis zum Dorf Saint-Amand, er hat die Preußen zurückgeworfen, er hat ſich des Theils von dem Dorf, das drüben jenſeits des Baches liegt, ſchon bemächtigt.

Aber ſieh, da rücken ſie im Sturmſchritt heran auf das Dorf Ligny, da kommen ſie, die Franzoſen!

Nun ſchmettern die Fanfaren, nun öffnen die Kanonen ihre Feuerſchlünde, nun knattern die Musketen.

Die Schlacht hat begonnen, und um den Beſitz des Dorfes Ligny erhebt ſich der wüthende Kampf.

Feſt wie eine Mauer ſtehen die Preußen, wie ein heulender Sturmwind ſtürmen die Franzoſen heran. Die Erde bebt von dem Krachen der Schüſſe, die aus zweihundert Kanonen abgefeuert werden, und bald die

Luft mit bläulichen Wolken verdicken. Durch dieſe zitternden Nebelſchichten ſieht man den in immer dichteren Maſſen heranſtürmenden Feind, hört man das wüthende Geſchrei der Kämpfenden, das Geheul der Verwundeten.

Vorwärts, Kinder, vorwärts, ruft Blücher's machtvolle Stimme, wir müſſen die Franzoſen verjagen! Wir müſſen was gethan haben, wenn die Engländer kommen!*)

Aber wo bleiben die Engländer? Wo ſind ſie? Die Preußen bedürfen ihrer Hülfe. Vandamme mit ſeinen Truppen hat ſchon die Preußen aus Saint-Amand vertrieben, der General Gérard mit ſeiner Heeresabtheilung ſtürmt mit immer neuen Kriegermaſſen auf das Dorf Ligny ein.

Wo bleiben die Engländer, Gneiſenau? ruft Blücher verzweiflungsvoll. Sie wollten um zwei Uhr hier ſein, und jetzt iſt es ſchon fünf Uhr! Wo bleiben die Engländer?

Eine neue furchtbare Salve aus den Geſchützen übertönte die Antwort Gneiſenau's; immer heftiger wüthet der Kampf. Die Preußen weichen, der Zuruf ihres Feldherrn treibt ſie wieder vorwärts.

*) Blüchers eigene Worte.

Wir müſſen Ligny halten, bis die Engländer kommen, und die werden bald hier ſein, meine Jungens! Alſo vorwärts, meine Kinder, vorwärts. Ihr werdet doch die Schande nicht erleben wollen, daß wir den Franzoſen das Dorf laſſen, und die Engländer es uns wieder erobern müſſen? Vorwärts! Vorwärts!

Und vorwärts ſtürmen die Preußen mit lautem Kriegsgeſchrei, aber vorwärts auch ſtürmen die Franzoſen. Mann gegen Mann kämpfen die Feinde, keuchend vor Anſtrengung, ſich anſchauend mit wuthblitzenden Augen, jauchzend vor Luſt, wenn das Blut hervorſpritzt aus den Wunden, die ſie geſchlagen, wenn der Feind tödtlich getroffen zuſammenſinkt.

Aber die Heeresmacht der Franzoſen iſt den Preußen überlegen. Wie tapfer ſie kämpfen, wie ſehr ſie die Nähe ihres Feldherrn entflammt, ſie vermögen es nicht, vorwärts zu bringen, kaum noch ſich zu halten.

Gneiſenau, wo bleiben die Engländer? fragt Blücher mit zitternder Stimme.

Durchlaucht, ich habe Officiere abgeſchickt, Wellington von dem Gange der Schlacht zu benachrichtigen, ihm zu ſagen, daß wir dringend ſeiner Hülfe bedürfen. Sie müſſen bald zurückkehren.

Die Engländer müßten lange ſchon hier ſein, ſeufzt Blücher. Es iſt ſechs Uhr!

Da ſprengen die ausgeſchickten Offiziere wieder heran, ſie bringen Kunde von den Engländern.

Wellington kann nicht kommen, er ſelber iſt bei Quatre-Bras heftig angegriffen; ſtatt Blücher zu Hülfe zu eilen, muß er ſelber einen Kampf beſtehen.

Nun, dann müſſen wir auf die Hülfe der Engländer verzichten, ruft Blücher. Aber wo bleibt unſer vierter Heertheil? Wo bleibt Bülow mit ſeinen friſchen Truppen? Wenn nur der Bülow jetzt kommt, kann noch Alles gut gehen, auch ohne die Engländer.

Aber Bülow kommt nicht, und immer mehr erlahmt die Kraft der Preußen, die bei Ligny daſtehen im mörderiſchen Gefecht.

Keine Hülfe naht, weder Wellington noch Bülow kommen.

Mit immer neuen Verſtärkungen rückt der Feind heran auf Ligny. Jetzt haben die Franzoſen ſchon den Uebergang über den Bach erkämpft, jetzt ziehen ſie jauchzend heran. Zehn Kanonen ſchon haben ſie über den Bach gebracht, und jetzt donnern dieſe Kanonen hinter dem Rücken der Preußen ihre Todesgrüße daher, jetzt ſtürmen zwei Bataillone der franzöſiſchen Garde, ſechs-

zehn Schwadronen ſchwerer franzöſiſcher Reiterei die Höhen zwiſchen Bry und Sembref heran, den Preußen in den Rücken.

Aber Blücher ſieht es und ſein Auge blitzt höher auf, und er zieht den Degen aus der Scheide und ſchwingt ihn hoch empor über ſeinem Haupt.

Auf, vorwärts, meine Kinder! Zu mir her, Soldaten!

Die Reiter folgen dem Schlachtenruf ihres Feldherrn, ſie ſprengen zu ihm heran, die Bataillone formiren ſich und ſchaaren ſich um den Marſchall Vorwärts, den Schlachtengewinner.

Hoch ſchwingt er den Säbel und ruft: Vorwärts! Dem Feind entgegen!

Was ſtellt ſich ihm da entgegen auf ſeinem Wege? Was hemmt ſein Vorwärtsſprengen? Blücher ſieht es kaum, oder nur wie durch eine Wolke meint er da quer vor ſich ein Pferd zu ſehen und ein paar blitzende Menſchenaugen. Er ſchwingt ſeinen Degen und haut darauf ein, und die Wolke zerſtiebt, ſieht noch aus wie ein bäumendes ſich überſchlagendes Pferd und rauſcht zur Seite.

Der Weg iſt frei! Vorwärts jetzt! Vorwärts!

Da ſtehen die feindlichen Küraſſiere — gegen ſie

an. ſprengt der Blücher mit ſeiner Reiterei. Er, der Held, immer voraus, nicht hinter ſich ſchauend, nur vorwärts das Auge gerichtet, dem Feinde entgegen. Was kümmert es ihn, daß ſeine Soldaten noch nicht dicht hinter ihm ſind, daß nur ſein erſter Adjutant, Graf Noſtitz, an ſeiner Seite iſt. Er ſieht nur den Feind und er ſprengt vorwärts.

Die Kanonenkugeln ſauſen um ihn her, die Kartätſchen knattern, vergebens ſprengt die preußiſche Reiterei gegen die franzöſiſchen Küraſſiere an; wie eine Mauer ſtehen ſie da in geſchloſſenen Reihen, empfangen ſie den Angriff und feuern ihre Karabiner ab, Tod und Verderben in die Reihen der Preußen ſchmetternd.

Und die Preußen weichen. Der übermächtig vordringende Feind jagt ſie zurück.

Die Preußen weichen, und Blücher, welcher der Erſte war im Vorrücken, iſt jetzt der Letzte im Weichen. Hinter ſeinen retirirenden Schaaren reitet er dahin, ihm zur Seite ſein Adjutant. Mit lautem Siegesgeſchrei ſtürmen die franzöſiſchen Küraſſiere den Weichenden nach.

Eine Kugel ſauſt, dicht an dem Ohr Blücher's pfeift ſie vorüber, ſein Schimmel wiehert auf, bäumt

sich empor, und fliegt dann vorwärts wie ein abgeschossener Pfeil. Nur mühsam hielt sich Nostitz seinem Feldherrn zur Seite.

Plötzlich steht der Schimmel still, — schon hört man wieder dort näher heranbrausend die Hufesschläge der feindlichen Reiter.

Nostitz, ruft Blücher entsetzt, ich bin verloren!

Sein Pferd bricht zusammen, stürzt nieder zur Erde, zieht seinen Reiter mit sich! Schwer fällt das Haupt Blüchers auf den Boden nieder, halb bedeckt von der Leiche des Pferdes ist seine Gestalt.

Graf Nostitz springt vom Pferde, er beugt sich nieder zu dem Feldherrn, er will ihn hervorziehen unter dem Pferde. Vergebens, Blücher ist betäubt, halb von Entsetzen, halb von der Erschütterung des schweren Falls. Wie eine Centnerlast liegt das todte Pferd auf seinen Gliedern.

Aber jetzt schlägt er die Augen auf, jetzt sieht er es unweit von sich wie eine Schaar Raubvögel heranbrausen.

Das ist der Feind, der Feind, ich bin verloren!

Graf Nostitz zieht den Degen und stellt sich vor dem hingestreckten Helden hin, mit flammenden Blicken den Heranstürmenden entgegen schauend, fest entschlossen,

mit dem letzten Tropfen Blut den Feldherrn zu vertheidigen.

Sie stürmen heran, die siegesjauchzenden Küraſſiere. Noſtitz faßt ſein Schwert feſter — aber was kümmert die Sieger, welche den Feind verfolgen, die einzelne kleine Gruppe, die am Wege liegt? Was kümmert ſie das todte Pferd mit dem unter demſelben begrabenen Reiter und der verwundete Soldat daneben?

Sie ſtürmen vorüber dem fliehenden Feinde nach.

Aber die Preußen haben ſich wieder geſammelt, ſie wenden ſich den Heranſtürmenden zu, ſie wollen nicht fliehen! Sie dringen vorwärts mit lautem Wuthgeſchrei.

Und die franzöſiſchen Küraſſiere, überraſcht von dem unvermutheten Angriff, weichen zurück, die Preußen dringen ihnen nach.

Zum zweiten Male kommen jetzt die feindlichen Schaaren daher zu der Gruppe, die da zur Seite des Weges ſich befindet, zu dem todten Pferde mit dem Reiter unter ihm und der Schildwacht daneben. Aber zum zweiten Mal ſtürmen ſie vorüber, vorüber, und die Preußen folgen ihnen nach.

Nun, mein Feldherr, nun raſch! ruft Noſtitz. He, Uhlan, raſch hieher. Ein Pferd für den Feldmarſchall!

Ein Uhlan ſprengt heran und ſchwingt ſich vom Pferde, und hilft dem Grafen Noſtitz, den Feldmarſchall unter dem todten Pferde hervorzuziehen.

Ihr müßt mich auf's Pferd heben, ſeufzte Blücher, ich kann nicht, alle Glieder ſind zerquetſcht.

Der Uhlan faßt ihn mit kräftigem Arm und hebt ihn auf ſein eigenes Pferd und ſchwingt ſich hinter ihm in den Sattel, und Graf Noſtitz ſpringt auf ſein Pferd.

Vorwärts jetzt! Vorwärts! Zu den Unſern!

Wohl ſtürmten die feindlichen Küraſſiere jetzt wieder vorwärts, wohl gewinnen ſie den Boden wieder, den ihnen die Preußen noch einmal wieder ſtreitig gemacht hatten, aber dieſer Boden trägt jetzt nicht mehr die koſtbare Laſt, der Heerführer der Preußen liegt mehr da unbeweglich, widerſtandlos preisgegeben.

Gott hat ihn behütet, und vielleicht das Gebet ſeiner Heiligen, ſeiner Königin Louiſe ihn errettet, und hat für ihn eine Minute des Beiſtandes von Gott erfleht.

Dieſe Eine Minute hat Blücher errettet, ſie hat ſo viel Zeit gewährt, daß man Blücher auf das Pferd heben, und mit ihm fortreiten konnte. Nun iſt die Minute vergangen, die ſiegreichen franzöſiſchen Küraſſiere kommen zurück, ſie halten an neben dem todten Pferde,

deſſen glänzende Schabracke, deſſen herrliches goldbeſchlagenes Geſchirr ſie aufmerkſam macht*) — aber der Reiter, der zu dem Pferde gehört, der iſt nicht mehr da! Der Blücher iſt gerettet! —

Ja, Blücher war gerettet, und dennoch war ſein Herz trauervoll, aber nicht wegen ſeines armen zerdrückten, zerquetſchten Körpers! Was kümmerten ihn die Schmerzen ſeiner Glieder, das Hämmern und Dröhnen in ſeinem Kopf, er dachte nur an die Schmerzen ſeiner Seele, und dieſe nur waren es, die ihm Seufzer entlockten, und ſeine Augen mit einem Etwas befeuchteten, das nicht der vom Himmel herabſtrömende Regen ihm in die Augen geweht.

Blücher war traurig und litt an unſäglichen Schmerzen, weil er es ſich nicht mehr verhehlen konnte, daß der Bonaparte ihm heute eine Schlacht abgewonnen hatte, daß dieſe Schlacht bei Ligny für die Preußen verloren war!

Ja, ſie war verloren, und in wirrer Unordnung ſtürmten ſie durcheinander, nur bedacht, ſich zu retten vor dem nachſetzenden Feind.

---

*) Dieſes Pferd mit der koſtbaren Aufzäumung war ein Geſchenk, das Blücher bei ſeiner Anweſenheit in London 1814 vom Prinz-Regenten erhielt.

Aber der Himmel ſchien doch den Fliehenden noch ein Bundesgenoſſe ſein zu wollen. Er bedeckte mit Nacht und Dunkelheit die Erde, er ließ ſchwere Regenwolken ſich entladen, die mit ihren vom Winde gepeitſchten Waſſerſtrömen die Feinde aufhielten.

Die Nacht und der Regen retteten die Preußen. Sie ordneten ſich bald wieder, und in geſchloſſenen Reihen zogen ſie gen Gembloux und Wawre hin, um da Halt zu machen von der furchtbaren Arbeit des Tages.

In einer Bauernhütte in Gembloux ruhte Blücher endlich aus von den Mühſalen und Erregungen des Tages. Um ihn her lagen ſeine Adjutanten auf dem Stroh gebettet, in tiefen Schlaf verſenkt.

Aber Blücher wachte, und er ſah, wie die Thür aufging, und wie eine Geſtalt, den Arm in der Binde tragend, ſteif und mühſam hereinſchritt. Er ſah das blutrünſtige und abgeſchundene Antlitz, und — jetzt flog ein Lächeln über Blüchers Züge, denn er ſah den brennenden Stummel, den jener im Munde hielt.

Chriſtian, Pipenmeiſter, biſt Du's wirklich? rief Blücher freudig. Du lebſt alſo doch?

Na ja, ich bin's, brummte Chriſtian, und ich leb' noch, obwohl ich ſagen muß, daß das nicht Ihre

Schuld iſt. Haben meinen Braunen ein's über'n Kopf gehauen, daß er gleich zuſammenſtürzt, und auf mir zu liegen kam, daß mir alle Glieder krachten, und mein linker Arm wie'n Splitter auseinanderbrach. Na, das war'n Schmerz, ſo unterm todten Pferd zu liegen und ſtill halten zu müſſen.

Sei ſtill, Pixenmeiſter, ich weiß, wie's thut, ich hab' auch drunter gelegen.

Na, das weiß ich, brummte Chriſtian, und darum vergeb' ich Ihnen auch, daß Sie mich bald um's Leben gebracht haben, bloß weil ich that, was mir die Frau Fürſtin befohlen. Und nanu ſagen Sie mal ſelbſt: Wär's nicht beſſer, wenn Sie gethan hätten, was Sie der Fürſtin verſprochen hatten, und wären davon geblieben, und vernünftig und vornehm geweſen?

Ja, freilich wär's beſſer geweſen, Chriſtian, ſagte Blücher kleinlaut.

Na, Durchlaucht, wenn Sie's einſehen, denn iſt's ſchon gut und denn wollen wir nicht weiter davon ſprechen. Sie ſind ja glücklich unterm Schimmel und ich unterm Braunen rausgekommen, meinen Kaſten mit Tobak und Pfeifen, den hab' ich von'n Braunen abgeſchnallt, denn habe ich mir 'n anderes Pferd geſucht,

hab' mir den Arm verbinden laſſen, und da bin ich, und da is nu der Stummel. Nu rauchen Sie, Herr Fürſt, rauchen Sie, das vertreibt die Sorgen, und die Schmerzen, und was die Franzoſen anbetrifft, na, Sie wiſſen doch, was die Mecklenburger ſagen: „Brüden geht üm! Ut Ticktacken ward Burjacken!" Na, heut haben die Franzoſen uns gebrüdet,*) morgen werden wir ſie brüden. Heut haben die Franzoſen uns geticktackt, morgen werden wir ſie burjacken und ihnen's Leder voll hauen.

Haſt Recht, Chriſtian, rief Blücher mit muthiger freudiger Stimme, burjacken wollen wir die Franzoſen, und ſie ſollen uns büßen für ihr Ticktacken.

Eben öffnete ſich die Thür, und Gneiſenau trat ein, und eilte zu ſeinem Feldherrn hin, um ihn zu umarmen und mit zärtlicher Theilnahme nach ſeinen Schmerzen zu fragen.

Na, rief Blücher mit muthig blitzenden Augen, ich lebe noch, und werd' auch die Glieder wieder rühren, und 's Pferd wieder beſteigen können, um in die Schlacht zu reiten. Die Glieder krachen und knacken, aber der Kopf iſt geſund geblieben, und das Herz ſitzt noch auf dem alten Fleck und hat die Courage noch nicht verloren. Schläge haben wir gekriegt, aber dafür wollen

*) geneckt.

wir auch Schläge wieder austheilen und zwar recht gehörige. Wir haben's Capital Schläge auf dem Rücken, wir wollen's den Franzosen aber mit Zinsen zurückerstatten. Dazu gebe uns der liebe Gott seinen Segen!

VI.

Schlacht bei Belle Alliance.

Der Morgen des achtzehnten Juni war angebrochen, und im Heerlager der Preußen herrschte trotz des furchtbaren Unwetters, das seit zwei Tagen wüthete, ein reges, fröhliches Leben. Denn heute, das hatte Blücher in einem Tagesbefehl seiner Armee verkündet, heute am achtzehnten Juni sollten die Preußen ihre Revanche nehmen für die verlorne Schlacht bei Ligny, heute wollten die Preußen und Engländer mit vereinter Macht Napoleon angreifen und ihm eine Schlacht liefern.

Wellington und Blücher hatten Alles dazu verabredet, Alles erwogen und geordnet. Bei Mont-Saint-Jean wollte Wellington, so hatte der Herzog durch seinen Adjutanten dem Fürsten Blücher melden lassen, bei Mont-Saint-Jean wollte er sich aufstellen, und Napoleon zur Schlacht erwarten, wenn Blücher ihm

verſprechen könne mit zwei preußiſchen Heertheilen zur Unterſtützung ſpäteſtens um die Mittagsſtunde einzutreffen. Blücher aber hatte dem engliſchen Feldherrn auf dieſe Botſchaft erwidern laſſen, er werde ſtatt mit einem Theil mit ſeinem ganzen Heer zum achtzehnten Juni über Saint Lambert heranrücken, um mit Wellington vereint die Schlacht zu ſchlagen.*)

Alles Nähere war dann ſchriftlich und mündlich verabredet, Patronen und Lebensmittel ausgetheilt worden, und jetzt am Morgen dieſes Tages, jetzt war die Stunde gekommen, dem Herzog Wellington ſein gegebenes Wort zu erfüllen, jetzt mußte das preußiſche Heer aufbrechen, um ſich mit dem engliſchen zu vereinen.

Es war indeß noch früh am Morgen, noch eine Stunde vor der zum Aufbruch feſtgeſetzten Zeit. Fürſt Blücher hatte ſich daher noch nicht von ſeinem Lager erhoben, er dehnte und ſtreckte noch ein wenig ſeine armen, geſchwollenen, zerquetſchten Glieder, und jede Bewegung, jede unvorſichtige Wendung entlockte ihm ein unwillkührliches Aechzen, einen dumpfen Schmerzenslaut.

---

*) Varnhagen v. Enſe: Leben des Fürſten v. Wahlſtadt. 440.

Ew. Durchlaucht thäten beſſer, heute im Bett zu bleiben, ſagte der Chirurg, der eben eingetreten, und zu dem Lager des Feldherrn hingetreten war.

Beſſer wär's freilich, wenn Sie das thäten, Herr Durchlaucht, brummte Chriſtian, indem er die Kleider ſeines Herrn auf den Stühlen bereit legte. Ich weiß wie 'n Menſchen zu Muth is, der von 'n todten Pferd beinah zu Tod gequetſcht iſt, und ich kann ſagen, daß ihm ſchlecht zu Muth iſt.

Aber du weißt nicht, Pipenmeiſter, wie 'n Feldherrn zu Muthe iſt, der 'ne Schlacht verloren hat, rief Blücher, ich kann dir aber auch ſagen, daß ihm ſchlecht zu Muth iſt, und daß er keine Ruhe und kein Genügen eher hat, als bis er ſeine Scharte wieder ausgewetzt hat und ſich wieder 'ne Schlacht gewonnen hat. Alſo redt nur kein Wort mehr, ſondern kommt her mir beim Aufſtehen zu helfen.

Aber bevor Sie aufſtehen, Durchlaucht, erlauben Sie mir erſt, daß ich Sie einreibe, ſagte der Chirurg, indem er ſich mit einer Flaſche und einem Teller näherte.

Aber Blücher wehrte ihn zurück. Ach was, rief er ungeduldig, noch erſt ſchmieren! Laßt nur ſein, ob ich nu heute balſamirt werde, oder unbalſamirt in die andre

Welt gehe, das wird auf eins heraus kommen!*) Und übrigens hilft Eure Schmiererei nicht ein Bischen. Was habt Ihr denn eigentlich für Zeug's da, Chirurgus?

Durchlaucht, es sind Spirituosa. Bloß Rum mit etwas Wachholderbeerbranntwein darunter zur Erwärmung und Stärkung der Glieder.

Na, zeigen Sie mal her Ihre Einreibung!

Blücher nahm die Flasche aus den Händen des Chirurgus, betrachtete ihren Inhalt prüfend gegen das Licht, und als er sich durch das Auge überzeugt, daß dieser Inhalt klar und rein, durch die Nase, daß er wirklich nichts andres sei als Rum mit Wachholderbranntwein versetzt, hob er die Flasche an seine Lippen und that einen langen und herzhaften Zug aus derselben, was der Chirurg mit einem Ausdruck wahren Entsetzens, Christian Hannemann mit einem vergnügten Grinsen gewahrte.

Seht mal, Chirurgus, sagte Blücher dann vollkommen ernsthaft, indem er dem Chirurgus die Flasche wieder darreichte, seht mal, solche Einreibungen müssen inwendig und nicht auswendig angewandt werden, und sie haben nun ganz ihren Zweck erfüllt, sie haben meine

*) Blüchers eigene Worte. Siehe: Varnhagen v. Ense. 447.

Glieder gestärkt und erwärmt. Nun kommt und helft mir aufstehen. Aber faßt mich recht leise an, denn ich sage Euch, meine alten Glieder schmerzen fürchterlich.

Und dabei auf's Pferd steigen und reiten, seufzte Christian, indem er seinem Feldherrn kopfschüttelnd die Stiefeln anzog.

Na, Du brauchst es ja nicht, Christian, brummte Blücher, Du kannst ja zurück bleiben und Dich schmieren lassen.

Denk' gar nicht dran, sagte Christian. Und übrigens, was wollten Sie denn anfangen, Durchlaucht, wenn ich hier bleiben und mich schmieren lassen thät? Ich denk', Sie wollen heut' 'ne Schlacht gewinnen?

Ja, so wahr Gott lebt, das will ich auch!

Na, also! Wie wollten Sie denn das machen, wenn ich nicht bei Ihnen wäre? Es geht doch nu einmal nicht ohne 'ne Pfeife und 'nen rechtschaffenen Stummel. Na, und wer ist denn der Pipenmeister?

Das bist Du, Christian, und Du hast Recht, Du mußt mit, denn meinen Stummel den muß ich haben und ohne den geht's ganz und gar nicht. Und nun rasch angezogen. Da kommen die Generäle schon alle an, ich seh sie hier durch's Fenster. Sputet Euch, damit ich fertig werde und's Pferd besteigen kann!

Einige Minuten ſpäter trat Blücher hinaus vor die Hüttenthür, vor welcher ſein Generalſtab ihn erwartete. Er begrüßte die Herren mit freundlichem Kopfnicken und hob dann den raſchen leuchtenden Blick zum Himmel empor. Wie eine einzige ſtahlgraue Fläche war der ganze Horizont anzuſchauen, und aus dieſer Fläche ſtürzte in ununterbrochener gleichmäßiger Folge der Regen in dicken gewaltigen Strömen nieder.

Schauen Sie die ungeheuren Regenmaſſen da droben, die noch alle heute herniederfallen wollen auf die Erde, ſagte Blücher lächelnd zu ſeinen Adjutanten. Das ſind unſere Alliirten von der Katzbach und die ſparen dem König wieder viel Pulver.*)

Er beſtieg jetzt, nicht achtend der furchtbaren Schmerzen, ſein Pferd, und damit war das Signal zum Aufbruch gegeben.

Das preußiſche Heer alſo ſetzte ſich in Bewegung, trotz des ſtrömenden Regens, der den Boden aufgeweicht hatte, daß er wie eine ſchlammige Maſſe unter den Füßen der Soldaten, den Hufen der Pferde fortglitt, und Mann und Roß bei jedem Schritt in tiefe, vom Regen angefüllte Verſenkungen treten ließ.

---

*) Blüchers eigene Worte. Siehe: Ebendaſelbſt.

Vorwärts mußte man, denn Wellington erwartete die verſprochene Hülfe, und man hörte ſchon in der Ferne das Donnern der Kanonen, welches verkündete, daß die Schlacht ſchon begonnen hatte.

Vorwärts alſo, vorwärts!

Aber immer undurchdringlicher wurden die Wege, und in ununterbrochenen Strömen ſtürzte der Regen hernieder, die Kleider der Soldaten durchweichend, wie den Boden, auf welchem ſie mühſam in ihren naſſen, mit Waſſer durchſickerten Stiefeln dahin wankten. Immer vorwärts ging es, allen Hinderniſſen und Hemmniſſen zum Trotz. Der ſchlüpfrige Boden, die angeſchwollenen Bäche, die breiten waſſergefüllten Pfützen auf dem Wege, nichts durfte hindern und aufhalten. Die Geſchütze ſanken tief ein in den Moraſt, die Pferde wateten bis über die Hufen im Schmutz, aber dies Alles durfte das Auge nicht ablenken von dem Einen großen Ziel! Das preußiſche Heer mußte vorwärts, der Vereinigung mit den Engländern entgegen!

Aber Blücher ſah wohl die Noth und Beſchwerde ſeiner Soldaten, er ſah, mit welchen Mühſalen ſie zu kämpfen hatten, er ſah, daß ihr Muth allgemach erſchlaffte, daß ihre Geſichter düſter und verdrießlich wurden. Ueberall, wo er eine Schwierigkeit erblickte, ein

Gemurmel der Unzufriedenheit vernahm, überall dahin sprengte der Feldherr, die Schwierigkeit beseitigen zu helfen, das Gemurmel der Unzufriedenheit verstummen zu machen durch seinen freundlichen Zuspruch, sein tapferes Wort.

Aber die Schwierigkeiten häuften sich mehr und mehr, die Unzufriedenheit ward lauter und stürmischer. Sie begnügte sich nicht mehr verdrießliche Gesichter zu machen und leise zu murren, sie sprach laut und ungestüm.

Und Blücher hörte es, und eine unaussprechliche Angst sprach aus seinen Zügen, und seine buschigten weißen Augenbrauen zogen sich finster über seinen blitzenden Augen zusammen.

Es geht nicht, rief es jetzt hier und dort aus den Reihen der schwankenden, durch Morast und Wasserpfützen mühsam dahin watenden Krieger. Es geht nicht, wir können nicht vorwärts. Es ist unmöglich!

Kinder, rief Blücher in tiefster Seelenangst, Kinder, es muß gehen! Wir müssen vorwärts! Ich hab's ja versprochen! Kinder, hört Ihr wohl, ich hab's meinem Bruder Wellington versprochen, hört Ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?

Nein, das wollen wir nicht, Vater Blücher, riefen

die Soldaten. Wir wollen thun, was möglich iſt! Vorwärts!

Vorwärts! jubelte Blücher, ſeine Mütze abnehmend, und ſie hoch in die Luft ſchwenkend, nicht achtend des triefenden Regens, der ſeinen kahlen Scheitel näßte, vorwärts, meine Kinder, vorwärts! Hört Ihr nicht den Donner der Kanonen? Das ſind die Kanonen von unſern engliſchen Freunden, die ſich die Franzoſen zum Fricaſſee einſchlachten. Kinder, wir ſind auch hungrig auf das Fricaſſee und wir müſſen unſern Antheil daran haben. Vorwärts alſo! die donnernden Kanonen rufen uns, die Schlacht hat begonnen!

Ja, die Schlacht hatte begonnen, ſie wüthete mit furchtbarer Gewalt ſeit zwei Uhr Nachmittag zwiſchen den Engländern und den Franzoſen, die ſich zwiſchen Mont Sain Jean, Waterloo und Belle Alliance gegenüber ſtanden. Auf der Höhe von Belle Alliance hielt Napoleon, und ſchaute mit ſeinem bleichen ehernen Cäſarenangeſicht hinunter auf die wogende Schlacht, und immer heller ward ſein Blick, und immer heiterer ſeine Stirn, denn für ihn ſcheint ſich das Schickſal des Tages zu entſcheiden! Die franzöſiſchen Truppen dringen muthvoll vorwärts, ihr Ungeſtüm bezwingt jeden Widerſtand, ſie wollen und müſſen die Sieger dieſes Tages ſein.

Auf der Höhe bei Waterloo hielt Wellington, und ſchaute hinunter auf die wogende Schlacht, und immer bleicher ward ſein Angeſicht, immer mehr wich der vernehme, ruhige Gleichmuth aus ſeinen Zügen, die den Ausdruck der Sorge und Angſt annahmen.

Die Engländer, ſo muthig ſie auch dem heranſtürmenden Feind ſich entgegenſtellen und den Kampf aufnehmen, die Engländer ſind doch verloren, wenn die Hülfe der Preußen ausbleibt. Napoleons Heer iſt über neunzigtauſend Mann ſtark, und Wellingtons Heer zählt kaum ſechzigtauſend Mann!

Es hält den Feldherrn nicht mehr da oben in müßiger, unthätiger Ruhe. Seine Engländer fochten wie die Löwen, Wellington wollte mit ihnen kämpfen, mit ihnen, wenn es ſein müßte, untergehen.

Er ritt, gefolgt von ſeinen Adjutanten und Ordonnanzofficieren hinunter in das Gewühl der Schlacht, die in furchtbaren Wellenſchlägen herüber und hinüber tobte. Die Kanonen brüllten, dazwiſchen vernahm man das Geheul der Verwundeten, die ſchaarenweiſe auf der Straße nach Brüſſel dahin zogen, das Wuthgeſchrei der Kämpfenden, die wie gereizte Tiger gegen einander ſprengten, und ſich anſchaueten mit Blitzen des Haſſes und Ingrimms.

Durch die Reihen seiner kämpfenden, hin und zurückweichenden, bald vorwärts dringenden Soldaten sah man die hohe, schlanke Gestalt Wellingtons sich dahin bewegen, um überall den sinkenden Muth durch freundlichen Zuruf zu beleben, die Wankenden anzufeuern und zu trösten.

Kinder, rief Wellington seinen Siegern entgegen, die in Schlamm und Blut, über Sterbende und Verwundete dahin schritten, und dem prasselnden Kartätschenfeuer des Feindes ruhig Trotz boten, Kinder, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England von uns sagen!

Nein, wir dürfen nicht geschlagen werden, riefen die muthigen Schaaren, und vorwärts drangen sie, vorwärts, ob auch die Kartätschen ihre Reihen immer mehr lichteten, ob auch den Feind mit immer neuen Massen heranstürmte.

Aber diese Massen mit ihrer Ueberlegenheit drängten sie immer wieder zurück. Schon haben die Franzosen den Engländern das Dorf La Haye Sainte abgenommen, und auch das Dorf Houguemont, von den Kartätschen der Franzosen in Brand gesteckt, hat von den Engländern geräumt werden müssen.

Es war schon drei Uhr Nachmittags, Wellington

konnte es ſich nicht mehr verhehlen, die Schlacht war verloren, wenn keine Hülfe komme, denn ſeine Engländer waren im Weichen.

Napoleon ſah das auch, und ein Strahl der Freude blitzte in ſeinem Antlitz auf. Die Schlacht iſt gewonnen, ſagte er zu dem Marſchall Soult, der neben ihm hielt. Wir wollen die Botſchaft unſeres Sieges nach Paris hinſenden.

Einige Minuten ſpäter ſprengte eine Ordonnanz auf der Straße nach Frankreich dahin. Sie ſollte den Brüdern Napoleons und den Kammern die Nachricht bringen von dem glücklich erfochtenen Sieg des Kaiſers über die Engländer.

Denn der Sieg ſchien jetzt nicht mehr zweifelhaft. Die Engländer kämpften zwar noch immer, aber ihre Reihen lichteten ſich mehr und mehr, und wie muthvoll ſie auch Widerſtand leiſteten, es war keine Frage, ſie mußten endlich doch der Uebermacht weichen.

Wie brav meine Truppen ſind, ſagte Napoleon mit leuchtenden Augen, wie ſie arbeiten! Aber es iſt wahr, auch die Engländer ſchlagen ſich gut. Aber werden ſie nicht bald den Widerſtand aufgeben und Anſtalten zum Rückzug machen?*)

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. VIII.

Nein, sagte Gould kopfschüttelnd, ich glaube, diese Engländer sind entschlossen, sich eher in Stücke hauen zu lassen, als zu retiriren.

Ja, die Engländer waren entschlossen dazu. Sie wollten nicht retiriren. Sie hofften noch immer auf die Hülfe der Preußen, und diese Hoffnung belebte immer wieder auf's Neue ihren Muth.

Aber doch ward die Gefahr immer dringender, die Möglichkeit des Sieges immer geringer. Die Franzosen waren schon wieder weiter vorgedrungen, sie beherrschten jetzt fast das ganze Schlachtfeld von La Haye bis Mont Saint Jean. Auf der Landstraße, die nach Brüssel führt, stand Wellington, umgeben von seinen Officieren, und schaute mit trostlosem Blick auf das Getümmel der Schlacht, die jetzt eine verlorene schien.

Jetzt umringten ihn seine Officiere und flehten ihn an, sich zurückzuziehen, und riethen ihm auch, der Armee, die sich so tapfer geschlagen, den Befehl zum Rückzug zu geben.

Nein, sagte Wellington, ich bleibe hier, ich weiche keinen Fuß breit!

Und mit fester Entschlossenheit setzte er sich auf den Grabenrand zur Seite des Weges, und starrte hinüber zu der Höhe von Belle-Alliance, [illegible]

Besitz sich eben ein wüthender Kampf entsponnen hatte.

Ich wollte, es wäre Abend, oder Blücher käme, seufzte Wellington aus tiefster Seele, und sein flehender Blick flog hinüber nach jener Seite, von welcher die ersehnte Hülfe daher kommen mußte.

Und auch seine Krieger hofften noch immer auf Blücher und seine Preußen, und wieder und immer wieder tönte der Ruf durch ihre Reihen: Ist Blücher schon da? Kommen die Preußen?

Nein, nein, Blücher ist noch immer nicht da, und die Gefahr ist auf's Höchste gestiegen. Immer mehr lichten sich die Reihen der Engländer, der Wald von Frichmont, der ihren Rücken deckt, ist vollgepfropft von Verwundeten und Wagentrains. — Aber jetzt auf einmal, was war das? Was für ein Kanonendonner da drüben im Rücken der Franzosen? Was ist das für eine schwarze Masse, die sich da von der Höhe herniederschlängelt, die da aus dem Walde von Frichmont hervorstürzt? Was sind das für jubelnde singende Stimmen, die das Geschrei der Verwundeten und Kämpfenden übertönen mit lustigen Kriegsliedern?

Wellington springt von der Erde auf, und sein Gesicht strahlt vor Wonne, und sein Auge flammt vor Freude.

Das ist Blücher! Das sind die Preußen! ruft er mit lauter glückseliger Stimme, und durch die Reihen der Krieger wälzt sich die frohe Botschaft hin. Die Preußen sind da! Blücher ist angekommen! Ja, die Preußen waren da, und mit jubelndem Ungestüm warfen sie sich auf den Feind. Es galt, die Schlacht von Ligny zu rächen. Es galt, die Macht des Feindes auf Einmal und für immer zu brechen!

Die Feinde stürmten vorwärts, auf die von den Engländern besetzten Anhöhen hin; aber die Preußen greifen die Franzosen auf beiden Flügeln an. Die Kanonen donnern wieder, die Kartätschen prasseln und klattern, mit erneuter furchtbarer Gewalt tobt die Schlacht. La Haye, das die Franzosen den Engländern abgenommen, wird ihnen in blutigem Gemetzel wieder von den Preußen entrissen, bei Hougumont haben sich die Engländer wieder in vierfacher Schlachtlinie aufgestellt. Die französischen Garden stürmen gegen sie heran, aber sie werden zurückgeworfen, und jetzt verbreitet sich durch ihre Reihen die Kunde: es war nicht Grouchy, der vorhin da heranzog, es waren nicht Truppen von Unsrigen. Es war Blücher mit seinen Preußen! Der Feind steht uns im Rücken!

in Einen panischen Schrecken erregt diese Nachricht in den Reihen der Franzosen; sie weichen zurück, und Sauve qui peut! ertönt an aller Orten, und die Soldaten verlassen die Glieder, und wildes Durcheinanden und wüstes Geschrei unterbricht alle Ordnung und alle Regel. Vergebens sprengt Napoleon selbst unter seine Grenadiere und ermahnt sie zum Stillstand, vergebens donnert Neys machtvolle Stimme den wankenden Schaaren ein Halt entgegen. Ein Kanonenschuß trifft in diesem Moment sein Pferd, Ney stürzt mit ihm zu Boden. Seine Soldaten sehen es, und dieser Unfall nimmt ihnen den letzten Rest von Besonnenheit und Ruhe. Sie rennen wild durcheinander, sie wollen nicht mehr kämpfen, sie wollen sich nur noch retten!

Nur die Garde, nur diese letzten Trümmer der granitenen Heeressäule von Marengo, steht noch unerschütterlich fest da, in einzelnen Quarré's zusammengeschoben, wie an den Tagen der großen Siege.

Napoleon reitet zu einem dieser Quarré's hin, er ruft seinen Garden sein: En avant! entgegen, und diese jauchzen ihm; seine Stimme erkennend, ihr: vive l'Empereur! entgegen! Ihren letzten Liebesgruß!

En avant! wiederholte General Cambronne den Befehl des Kaisers. An den Spitze seiner Garden

[illegible] Kaiser mit gezogenem Degen, kämpfend, mit ihm sind alle seine Getreuen, seine Generäle Bey, Soult, Bertrand, Drouet, Bourgogne, Labedoyère, sie nehmen, gleich dem Kaiser, den Degen in die Hand, um zu fechten und zu kämpfen wie gewöhnliche Soldaten. [illegible]

Aber die alten Grenadiere sehen jetzt mit Entsetzen die Gefahr, welcher der Kaiser sich aussetzt, sie zittern für sein Leben, nicht für das ihrige.

Ziehen Sie Sich zurück, Sire, schreien sie wüthend, Sie sehen es ja, der Tod will Sie nicht!*)

Napoleon schaut zu ihnen zurück mit einem flammenden Blick, dann schwingt er den Degen hoch auf und commandirt: Feuer!

Aber die Officiere, die ihn umringen, fassen sein Pferd am Zügel und ziehen es mit Gewalt fort, hinaus aus dem Getümmel.

Sire, rufe Soult ihm entgegen, wollen Sie dem Feind den Triumph gönnen, Sie zu seinem Gefangenen zu machen? Retten Sie Sich, Sie sind es uns Allen, Sie sind es Frankreich schuldig!

Der Kaiser senkt sein Haupt auf seine Brust und sträubt sich nicht mehr. Gefolgt von einigen wenigen

Getreuen verläßt er das Getümmel, das jetzt immer blutiger, immer wilder wird.

Noch immer kämpft General Cambronne mit seinen alten Garden, aber in immer größeren Massen ziehen die Engländer heran.

Ergebt Euch! schreien sie von allen Seiten dem Feinde entgegen, dessen Tapferkeit sie mit Bewunderung erfüllt. Ergebt Euch.

Doch Cambronne ruft: die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!

Und die alten Grenadiere rufen es ihm nach: die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!

Ein furchtbares Gemetzel beginnt, die Kugeln sausen und pfeifen umher, Mann gegen Mann wird gekämpft, Haufen von Leichen bedecken den blutgetränkten Boden, die Grenadiere stehen und kämpfen wie die Mauern, und erst, als der letzte von ihnen zusammengesunken, können die Engländer und Preußen sagen, daß sie gesiegt haben.

Und nun tönt es jubelnd über das Schlachtfeld hin: Sieg! Sieg! Die Schlacht ist gewonnen! Napoleon ist geflohen. — —

Droben auf der Höhe von Belle Alliance, auf derselben Stelle, von welcher Napoleon heute Nachmittag

um vier Uhr, die Schlacht überſchauet und ſich den Sieg zugeſchrieben hat, da ſtehen jetzt Abends neun Uhr die beiden Feldherrn Wellington und Blücher. Sie ſtehen da Hand in Hand und ſchauen einander an mit innigen, freudigen Blicken, und Jeder beglückwünſcht den Andern zu dem herrlichen Erfolg des blutigen Tagewerks, und Jeder ſchreibt dem Andern das Verdienſt zu, den Sieg herbeigeführt zu haben.

Aber es war jetzt keine Zeit lange zu raſten und zu ſprechen, das Werk mußte ganz vollendet werden.

Ich werde in Bonaparte's geſtrigem Nachtquartier ſchlafen, ſagte Wellington, ſich mit freundlichem Gruß von Blücher verabſchiedend.

Aber ich werde Bonaparte aus ſeinem heutigen Nachtquartier verjagen, rief Blücher mit kühnem Aufblitzen ſeiner Augen, ich übernehme die Verfolgung des Feindes.

Und bald jetzt ertönte Trommelwirbel und Trompetenſchmettern, und unter lautem Hurrahrufen ſetzten ſich die Preußen in Bewegung und folgten dem Feind, der in wildeſter Unordnung, im furchtbaren Durcheinander, ſinnverwirrt vor Schreck und Entſetzen, auf der Heerſtraße von Genappe dahinſtürzte.

Mitten unter ihnen ritt Napoleon, umgeben von

wenigen Getreuen, auf ſeinem preußiſchen Schimmel dahin, und die flüchtigen Soldaten, die an ihm vorüberſtürmten, und ihn beim hellen Licht des Mondes erkannten, zeigten ihn ſich untereinander und flüſterten: ſeht da, der Kaiſer! Er iſt nicht todt! Er lebt noch!

Ja, er lebt noch, aber ſeine Seele iſt gebeugt bis zum Tode, und der Muth ſeines Herzens iſt gebrochen! Er reitet dahin, ſchweigend, regungslos, immer weiter, weiter!

Endlich, in einem Hauſe unweit Charleroi, will er einen Moment ruhen, nach vierundzwanzigſtündigem Faſten etwas Nahrung zu ſich nehmen, weil Bertrand und Gourgaud ihn darum gebeten haben.

Er ſteigt vom Pferde, und tritt in das Haus ein, wo er ſein Nachtquartier nehmen will. Vor dem Hauſe halten, umringt von Bewaffneten, die Bagage-Wagen und der Reiſewagen des Kaiſers.

Aber hat Blücher nicht zu ſeinem Bruder Wellington geſagt, er wolle den Bonaparte aus ſeinem heutigen Nachtquartier vertreiben?

Blücher hält Wort! Da kommt er ſchon dahergebrauſt mit ſeinen Preußen, da ſtürzt er mit ihnen heran, und jubelnd werfen ſich die Krieger auf die Wagen, auf die Siegesbeute.*)

*) Die Preußen machten hier eine große Siegesbeute, denn

Das Jubelgeſchrei rettet Napoleon. Durch eine Hinterpforte des Hauſes flüchtet er ſich, ſpringt auf's Pferd, und ſtürmt, von Gourgaud und Bertrand gefolgt, wieder hinaus in die Nacht.

Alles iſt verloren! Alles iſt verloren! murmeln ſeine erbleichten Lippen, und in raſender Eile, jetzt nicht mehr der Kaiſer, der Feldherr, ſondern nur noch ein flüchtiger Soldat, der ſein Leben retten will, ſprengt der Kaiſer dahin, gehetzt von dem einen, dem fürchterlichen Gedanken: Der Feind! Der Feind iſt mir auf den Ferſen!

Endlich in Philippeville macht er Halt. Hier ſind keine Preußen, hier iſt kein verfolgender Feind, hier findet er einige ſeiner treuen Diener.

Das iſt Maret, der Herzog von Baſſano, und

---

der Wagen des Kaiſers, den ſie hier nebſt den kaiſerlichen Bagagewagen erbeuteten, enthielt außerordentliche Schätze. Unter Andern ein wundervolles Collier von Brillanten, das die Prinzeſſin Borgheſe dem Kaiſer ihrem Bruder gegeben hatte, außerdem ſehr viele koſtbare Schmuckſachen, welche Napoleon mitgenommen, um nach dem Siege, wenn er in Brüſſel eingezogen, dort ſich die Herzen mit glänzenden Geſchenken zu erwerben. Auch die Garderobenkoffer des Kaiſers, ſogar ſein Hut und Degen fanden ſich in dem Landau des Kaiſers, und die eroberten Bagagewagen enthielten unter Anderm ein ſchweres ſilbernes Tafelſervice.

Fleury von Chaboulon, ſein Geheim-Secretair, die ihm entgegeneilen.

Der Kaiſer reicht ihnen ſeine Hände dar. Weinend, faſt zu Boden gedrückt von der Gewalt ihres Schmerzes, neigen ſich die Beiden auf ſeine Hände, und küſſen ſie und bethauen ſie mit ihren Thränen.

Und hinter dem Kaiſer ſtehen Bertrand und Gourgaud, die Häupter auf die Bruſt geſenkt, nicht mehr im Stande, ihr Weinen, ihr Schluchzen zurückzuhalten.

Kein Wort wird geredet, aber ergreifender als alle Worte ſprechen die Thränen, die jetzt auf einmal, Bächen gleich, aus den Augen des Kaiſers hervorſtürzen, und mit ihren heißen Strömen die eiſernen Züge des Kaiſers aufthauen, daß ſie zucken vor Verzweiflung und Schmerz.

VII.

Die Abdankung.

Paris hatte heute einen vielbewegten, traurigen Tag erlebt, es hatte heute, am zwanzigſten Juni, die Kunde von der verlorenen Schlacht von Mont Saint Jean (Belle Alliance) erhalten, und dieſe Kunde hatte alle die frohen Hoffnungen zerſtört, welche der Sieg von Ligny in den Herzen der ſanguiniſchen Pariſer erweckt hatte. Alle Familien waren in Thränen und Trauer verſenkt, denn der Tod hatte in dieſen Schlachten von Ligny und Belle Alliance mehr denn dreißigtauſend Opfer gefordert, — und jetzt waren dieſe Opfer vergeblich gefallen, jetzt hatte man außer den Vätern, Gatten und Brüdern auch noch die Niederlage, das Verderben des Vaterlandes und des Kaiſers zu beklagen.

Ein düſterer Trauerſchleier hatte ſich daher über

ganz Paris niedergesenkt, den ganzen Tag über hatten auf allen Straßen große Volksgruppen sich gesammelt, um untereinander das Unglück des Vaterlandes, die Niederlage der Armee, die Zukunft des Kaisers zu besprechen.

Die beiden Kammern hatten sich auch bei der ersten Kunde von der verlorenen Schlacht versammelt und waren seitdem in Permanenz geblieben. Man erzählte von energischen Entschlüssen, die sie gefaßt, man flüsterte sich leise zu, daß sie den Kaiser seines Thrones für verlustig erklären wollten, und nur noch beriethen über die neue Regierungsform, die sie Frankreich geben wollten.

Unter Klagen und Vermuthungen, Zweifeln und Schwankungen war der Tag hingegangen, und die Nacht hatte jetzt endlich auf einige Stunden wenigstens den bewegten Gemüthern Ruhe und Erholung gebracht.

Paris schlief, die Straßen waren öde und leer, in allen Häusern waren die Lichter erloschen, die Fenster dunkel.

Nur in dem Palais des Elysée waren noch einige Fenster erleuchtet, und vor dem Portal des Palastes stand der Minister Herzog Caulaincourt, sorgsam nach allen Seiten spähend, als erwarte er Jemand.

Jetzt vernahm man in der Ferne dumpfes Räderrollen, es kam näher und näher, deutlich sah man jetzt schon am Ende der Straße Saint Honoré einen Wagen daher kommen.

Er ist es, murmelte Caulaincourt mit einem langen, zitternden Seufzer, indem er vorwärts schritt, dem Wagen entgegen, der eben vor dem Palais anhielt.

Ein Mann hob sich mühsam aus dem Wagen empor, stieg, sich schwer auf Caulaincourts Schulter lehnend, aus demselben nieder, und ging in das Schloß, immer noch auf Caulaincourt gestützt, aber schweigend, das Haupt gesenkt, zuweilen nur tief aufächzend wie in unendlicher Qual.

Jetzt stieß Caulaincourt, nachdem sie den öden, matt erhellten Vorsaal durchschritten, eine Thür auf, und sie traten jetzt in das Wohnzimmer des Kaisers.

Es war hell erleuchtet, und bei dem Glanz der Kerzen konnte Caulaincourt jetzt zuerst das Antlitz des Kaisers gewahren. Wie hatten wenige Tage der Leiden dieses Antlitz verändert, welche Verwüstungen hatten sie angerichtet in diesem Gesicht, das sonst so gestählt schien gegen alle Eindrücke der Seele. Jetzt hatte der Schmerz seine tiefen Lineamente durch diese Züge gezogen. Jahre der Qualen hatte Napoleon in drei Tagen

durchlebt, und dieſe Jahre waren auf ſeinem Antlitz verzeichnet und hatten ihre Furchen über ſeine Stirn gezogen.

Mit einem lauten Seufzer, der mehr einem Schrei glich, warf ſich der Kaiſer auf einen Fauteuil nieder und ließ ſeine Arme ſchlaff über die Seitenlehne, ſein Haupt an den Rücken des Fauteuils ſinken.

Dann, nach einem langen, angſtvollen Schweigen hefteten ſich ſeine düſtern, glanzloſen Blicke auf den Herzog von Vicenza, der mit Thränen in den Augen ihm gegenüber ſtand. Napoleon ſtreckte ihm langſam ſeine Hand entgegen, Caulaincourt nahm ſie und drückte ſie an ſeine Lippen mit einer Ehrfurcht, wie er ſie ihm kaum je ſo tief in den Tagen ſeines Glanzes gezeigt.

Der Athem des Kaiſers ging raſcher und keuchender aus ſeiner Bruſt hervor, er ſchien mit ſeiner eigenen Aufregung zu kämpfen, und legte ſchnell ſeine Hand über ſein Angeſicht, um Caulaincourt die heftige Bewegung ſeiner Züge nicht ſehen zu laſſen.

Die Armee hat Wunder der Tapferkeit gethan, ſagte Napoleon dann nach langer Pauſe, und ſeine Stimme, welche er zwingen wollte, ruhig zu ſein, war laut und hart: ja, die Armee hat Wunder der Tapferkeit

gethan, aber ein paniſcher Schrecken hatte ſie plötzlich ergriffen und Alles war verloren!

Er ſenkte ſein Haupt tiefer auf ſeine Bruſt, und ſtarrte düſter vor ſich hin.

Ney hat ſich betragen wie ein Narr, rief er dann heftig, er iſt dran Schuld, daß meine Cavallerie maſſacrirt worden iſt. Ach, ich kann nicht mehr, fuhr er fort, plötzlich aufſpringend und ſeinen Uniformrock aufknöpfend, ich bin erſchöpft, und bedarf zwei Stunden der Ruhe, ehe ich an die Geſchäfte gehen kann. Ich erſticke da! rief er mit einem ſchmerzvollen Aechzen, die Hand auf ſein Herz drückend.*)

Er nahm die Handklingel und ſchellte haſtig. Ein Bad, rief er dem eintretenden Kammerdiener Marchand entgegen, ſogleich ein Bad.

Sire, das Bad iſt ſchon bereit.

Napoleon dankte ſeinem getreuen Diener mit einem matten Lächeln für dies Errathen ſeiner Wünſche, und wandte dann langſam ſein Haupt nach Caulaincourt hin.

Ich will in's Bad gehen, und dann ſchlafen, ſagte

---

*) Napoleons eigene Worte, ſo wie er ſie bei ſeiner Heimkehr von Waterloo zu Caulaincourt im Elyſée ſprach. Siehe: Fleury IV. 2.

er, oder wenigſtens verſuchen zu ſchlafen. Senden Sie nach meinen Brüdern und den Miniſtern. Sie ſollen in drei Stunden hier ſein. Es iſt jetzt elf Uhr. Um zwei Uhr in dieſer Nacht will ich Miniſterrath halten! Es müſſen raſche energiſche Entſchlüſſe gefaßt werden, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll! —

Genau nach drei Stunden trat der Kaiſer wieder in ſein Cabinet, in welchem ſeine Brüder Joſeph und Lucian mit Caulaincourt ihn erwarteten.

Napoleon grüßte ſeine Brüder mit einem ſtummen Kopfnicken und einem ſchweren Seufzer. Aber kein Wort der Klage kam mehr über ſeine Lippen, und ſein Geſicht hatte jetzt ſchon ſeine kalte, undurchdringliche Ruhe wieder angenommen.

Es iſt meine Abſicht, die beiden Kammern zu einer kaiſerlichen Haupt-Sitzung zu verſammeln, ſagte er. Ich werde ihnen das Unglück der Armee ſchildern, ich werde von ihnen die Mittel zur Rettung des Vaterlandes fordern, und dann werde ich wieder abreiſen.

Sire, ſagte Lucian ehrfurchtsvoll, die Nachricht Ihres Unglücks iſt leider ſchon hieher gedrungen. Es herrſcht eine große Aufregung in Paris, und die Stimmung der Kammern ſcheint feindlicher, wie je zuvor. Ich glaube, daß die Kammern in ihrer Feindſeligkeit

ſo weit gehen könnten, den Anforderungen Ew. Majeſtät nicht zu entſprechen, ſondern ſich gegen dieſelben aufzulehnen. Ich bedaure, Ihnen geſtehen zu müſſen, daß Sie vielleicht beſſer gethan, nicht nach Paris zu kommen, und ſich nicht von Ihrer Armee zu trennen, denn auf Ihrer Armee beruht jetzt Ihre Stärke und Ihre Sicherheit.

Ich habe keine Armee mehr, rief Napoleon, ich habe nur noch Flüchtlinge. Ich werde wohl Soldaten wieder finden, aber wie ſie bewaffnen? Ich habe keine Gewehre. Indeß, wenn man in Uebereinſtimmung handelt, kann Alles noch wiederhergeſtellt werden. Ich hoffe, daß die Deputirten mich unterſtützen, daß ſie die Verantwortlichkeit, die auf ihnen ruht, fühlen werden. Ich hoffe, daß Sie ihre Geſinnung falſch beurtheilen, die Majorität iſt gut, iſt Frankreichs würdig. Ich habe nur Lafayette, Lanjuinais und einige Andere gegen mich. Dieſe wollen mich nicht, das weiß ich. Ich bin ihnen läſtig, denn ſie wollen für ſich ſelber wirken, aber ich werde das nicht leiden. Meine Gegenwart hier wird ſie in Schranken halten.

Ich fürchte, Sire, daß Lafayette und Lanjuinais nicht Ihre einzigen mächtigen Feinde in den Kammern ſind, ſagte Joſeph ernſt. Mächtiger noch als dieſe

iſt Fouché, und er hat die Zeit Ihrer Abweſenheit benutzt, um in den Kammern Propaganda zu machen für Ihren Sturz.

Ich hätte ihn verhaften laſſen ſollen, Lucian hatte Recht, murmelte Napoleon leiſe vor ſich hin. Caulaincourt, ſind Sie auch der Meinung, daß ich nicht auf die Kammern zählen kann?

Sire, ich fürchte es. Wenigſtens iſt es rathſam, die Berufung der Sitzung zu verſchieben und erſt die Miniſter wirken zu laſſen.

Sind die Miniſter hier?

Ja, Sire, ſie erwarten Ew. Majeſtät ſeit einer halben Stunde im Conferenzſaal. Auch der Herzog von Baſſano und die Adjutanten Ew. Majeſtät ſind von Philippeville angelangt.

Maret ſoll kommen, rief Napoleon. Ich habe ihm in Philippeville das Bülletin der Schlacht von Mont Saint Jean diktirt. Er ſoll es in meiner Gegenwart den Miniſtern vorleſen. Gehen Sie zu den Miniſtern, nehmen Sie Maret mit und laſſen Sie ihn das Bülletin vorleſen. Ich werde nachher auch dorthin kommen.

Die Prinzen und der Herzog zogen ſich ſchweigend zurück, die Befehle des Kaiſers zu erfüllen, und mit

dem Herzog von Baſſano ſich in den Conferenzſaal zu begeben, um dort das Bülletin der unglücklichen Schlacht vorleſen zu laſſen.

Und dieſe Vorleſung machte die Geſichter der Miniſter erbleichen und legte einen düſtern Schatten über ihre Züge. Dieſer Schatten verſchwand ſelbſt dann nicht, als der Kaiſer zu ihnen eintrat, als er wieder unter ihnen erſchien, kalt und ruhig, entſchloſſen und energiſch wie immer. Mit Verbeugungen, die weniger tief und ehrerbietig wie ſonſt waren, erwiderten ſie das raſche Kopfnicken des Kaiſers, und ihre Blicke hefteten ſich offen und trotzig auf Napoleons Angeſicht.

Wir haben große Unglücksfälle zu beklagen, ſagte Napoleon mit ſeiner vollen, tönenden Stimme. Ich bin gekommen, um ſie wieder gut zu machen, um der Nation, der Armee edle und große Entſchlüſſe einzuflößen. Wenn die Nation ſich erhebt, wird der Feind vernichtet werden. Wenn man, anſtatt ſich zu erheben, und außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, überlegt und ſtreitet, iſt Alles verloren. Der Feind iſt in Frankreich. Damit ich das Vaterland erretten kann, iſt es nothwendig, mir eine große Macht, eine zeitweiſe Diktatur zu gewähren. Im Intereſſe des Vaterlandes könnte ich mich aus eigenem Willen mit dieſer Macht

bekleiden, aber es wäre nützlicher und nationaler, wenn die Kammern ſie mir verliehen.*)

Er ließ ſeine flammenden, forſchenden Blicke über die Geſichter der Miniſter dahin gleiten, dieſe ſenkten ſcheu ihre Augen nieder, aber ſie antworteten nicht.

Meine Herren, rief Napoleon ungeduldig, ſprechen Sie! Geben Sie mir Ihre Meinung zu erkennen. Berathen wir, was zum Wohl des Vaterlandes geſchehen muß! —

Und jetzt folgten die Miniſter dem Befehl des Kaiſers. Sie gaben ihre Meinung zu erkennen, und zwar mit einer Offenheit und Rückſichtsloſigkeit, wie ſie ſonſt der Kaiſer niemals im Miniſterrath vernommen.

Sie ſprachen, ſie legten die ganze Schwierigkeit der gegenwärtigen Lage dar. Sie ſchilderten die feindliche Stimmung der Kammern, die royaliſtiſche Stimmung der Provinzen, die allgemeine Abneigung der Franzoſen, einen Krieg fortzuſetzen, der nicht gegen Frankreich, ſondern nur gegen einen einzigen Mann, nur gegen den Kaiſer gerichtet ſei.

Napoleon, auf einem Fauteuil niedergeſunken und mit dem Federmeſſer an deſſen Armlehne ſchnitzend,

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 8.

hatte Stunden lang ſchweigend, nur zuweilen einige raſche energiſche Worte in die Discuſſion hineinſchleudernd, zugehört. Aber bei dieſer letzten Bemerkung hob er raſch das Haupt empor und blickte mit ſcharfen, prüfenden Augen auf den Grafen Regnault hin, welcher eben ſprach.

Ich fürchte, ſagte dieſer, ich fürchte, die Kammern werden die Abſichten des Kaiſers nicht unterſtützen, denn ſie ſcheinen überzeugt, daß es nicht mehr der Kaiſer iſt, der das Vaterland zu erretten vermag. Ich fürchte daher, daß ein großes, unermeßliches Opfer gebracht werden muß.

Sprechen Sie offenherzig, rief Napoleon heftig, die Kammern wollen meine Abdankung, nicht wahr?

Ich glaube es, Sire, ſagte Regnault mit feierlicher Stimme, wie ſchmerzlich mir es auch iſt, ich halte es für meine Pflicht, die Wahrheit zu ſagen. Ja, ich fürchte die Kammern begehren Ihre Abdankung, ich muß ſelbſt noch hinzufügen, daß, wenn Ew. Majeſtät nicht aus freiem Entſchluß Ihre Abdankung darbieten, dieſe vielleicht von der Kammer gefordert wird.

Nein, rief Lucian, nein! Ich habe mich oft ſchon in ſchwierigen Lagen befunden, und ich habe geſehen, daß, je größer die Kriſen ſind, man deſto mehr Energie

entfalten muß. Wenn die Kammern den Kaiſer nicht unterſtützen wollen, ſo muß er ſich ihrer entledigen. Das Heil des Vaterlandes muß das erſte Geſetz des Staates ſein, und da die Kammern nicht geneigt ſcheinen, ſich mit dem Kaiſer zur Rettung Frankreichs zu vereinigen, ſo muß er es allein erretten. Er muß ſich zum Diktator erklären, er muß den Belagerungszuſtand über Frankreich verhängen, und alle Patrioten und alle wohlgeſinnten Franzoſen zu ſeiner Vertheidigung aufrufen.

Ja, ſagte Graf Carnot mit feierlicher Entſchiedenheit, ja, das Volk muß bewaffnet werden, es muß ſeine heiligſte Pflicht, die Vertheidigung des Vaterlandes erfüllen, und dazu ſcheint es nöthig, den Kaiſer während der Dauer dieſer Criſis mit einer außerordentlichen diktatoriſchen Gewalt zu bekleiden.

Der Kaiſer warf ſein Federmeſſer bei Seite und erhob ſich von ſeinem Fauteuil. Mit einer Ruhe und Majeſtät, die Jedermann imponirte, ſchauete er im Kreiſe umher, und ſeine Augen hatten wieder ihre flammende Gewalt, ſeine Mienen hatten wieder ihre ſtolze Ruhe angenommen. Er war wieder der Kaiſer, der Gebieter, der Held!

Die Kammern werden patriotiſcher und klüger ſein,

wie Ihr Alle meint, rief er. Die Gegenwart des Feindes auf dem nationalen Boden wird, ſo hoffe ich, die Deputirten zu dem Gefühl ihrer Pflicht zurückführen. Die Nation hat ſie nicht hierher geſchickt, um mich zu ſtürzen, ſondern um mich zu unterſtützen. Ich fürchte ſie nicht. Was ſie auch thun mögen, ich werde immer das Idol des Volkes und der Armee ſein. Es bedürfte nur Eines Wortes von mir und ſie würden Alle verjagt werden. Aber indem ich nichts für mich fürchte, ſo fürchte ich doch Alles für das Vaterland. Wenn wir uns untereinander entzweien, ſtatt uns zu verſtändigen, ſo werden wir das Loos des abendländiſchen Reichs haben. Alles wird verloren ſein. Der Patriotismus der Nation, ihr Haß gegen die Bourbonen, ihre Anhänglichkeit für meine Perſon bieten uns noch unendliche Hülfsmittel dar; unſere Sache iſt noch nicht verzweiflungsvoll. Wir können uns noch erretten und wir wollen es!*) Wie —

Die Thür des Saals ward haſtig geöffnet und Fouché trat ein. Er näherte ſich mit eiligen Schritten dem Kaiſer und ein Ausdruck ſtolzen Hohns leuchtete aus ſeinem Angeſicht.

---

*) Napoleons eigene Worte. Fleury IV. 11.

Sire, ſagte er, ſtatt hier im Miniſterrath zu erſcheinen, hatte ich, um den Intereſſen Eurer Majeſtät zu dienen, mich in die Kammer der Repräſentanten begeben, die mitten in der Nacht, ſobald ſie von der Rückkehr Eurer Majeſtät erfahren, eine Sitzung berufen hatte.

Und Sie kommen jetzt, Herr Herzog, mir das Reſultat der dortigen Berathung mitzutheilen? fragte Napoleon mit ruhiger Würde.

Ja, Sire, die Kammer hat mir den unglücklichen Auftrag gegeben, Ew. Majeſtät die Beſchlüſſe, welche ſie trotz meines heftigen und energiſchen Widerſpruchs gefaßt hat, mitzutheilen, ſo wie gleicherweiſe die hier anweſenden Miniſter damit bekannt zu machen.

Und welches ſind die Beſchlüſſe des Hauſes der Repräſentanten? fragte Napoleon. Laſſen Sie hören, Herr Herzog von Otranto.

Fouché zog ein Papier hervor und las:

Die Kammer der Repräſentanten erklärt, daß die Unabhängigkeit der Nation bedroht iſt.

Die Kammer erklärt ſich in Permanenz. Jeder Verſuch, ſie aufzulöſen, iſt ein Verbrechen des Hochverraths; derjenige, welcher ſich dieſes Verſuches ſchuldig macht, iſt ein Vaterlandsverräther, und ſoll ſofort als ſolcher beſtraft werden.

Die Armee der Linientruppen und die Nationalgarde, die für die Freiheit, die Unabhängigkeit der Erde Frankreichs gekämpft haben und noch kämpfen, haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht.

Die Minister des Krieges, der äußern und innern Angelegenheiten werden aufgefordert, sich sofort in den Schooß der Versammlung zu begeben.

Sind Sie zu Ende? fragte Napoleon, als Fouché jetzt schwieg, mit lauter Donnerstimme. Fouché verneigte sich schweigend.

Meine Herren Minister, rief Napoleon ungestüm, Sie haben jetzt den Ausspruch dieser Verräther vernommen. Denn sie, die Repräsentanten, welche solche Beschlüsse zu fassen wagten, sie sind Hochverräther. Jeder dieser Artikel ist ein Attentat gegen die beschworene Constitution, eine frevelhafte Anmaßung der Souverainetätsrechte. Noch bin ich der Kaiser und der Herr! Ich hätte meinem Impuls folgen, ich hätte diese Leute verhaften sollen, ehe ich zur Armee abreiste. Sie werden Frankreich in's Unglück stürzen. Ich werde versuchen, es zu retten, und wenn ich es nicht vermag, nun wohl, so werde ich abdanken!*)

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 12.

Er verabſchiedete die Miniſter mit einem kurzen Gruß, und durchſchritt das Gemach, um ſich in ſein Arbeits-Cabinet zu begeben. Aber vor der Thür deſſelben angelangt, wandte er ſich wieder um, und kehrte haſtig wieder in den Kreis ſeiner Miniſter zurück.

Ich will noch nichts entſcheiden, ſagte er, wir wollen verſuchen, uns zu verſtändigen. Graf Regnault, gehen Sie in die Kammer, um ſie zu beruhigen, und das Terrain zu rekognosciren. Melden Sie den Repräſentanten, daß ich zurückgekehrt bin, daß ich ſo eben einen Miniſterrath berufen habe, daß die Armee, nach dem ihnen gemeldeten Sieg, eine neue große Schlacht beſtanden hat, daß Alles gut ging, daß die Engländer geſchlagen waren, daß wir ihnen ſchon ſechs Fahnen entriſſen hatten, als Uebelwollende und Verräther einen paniſchen Schrecken verurſachten. Melden Sie ferner, daß die Armee ſich ſchon wieder ſammelt, daß ich Befehle ertheilt habe, um die Flüchtlinge aufzuhalten, daß ich hieher gekommen bin, um mich mit den Miniſtern und den Kammern zu verſtändigen, und daß ich mich in dieſem Augenblick damit beſchäftige, ſolche Maaßregeln für das öffentliche Wohl zu ergreifen, wie die Umſtände ſie erfordern. Eilen Sie, Regnault. Sie aber, meine Herren Miniſter, bleiben Sie. Ich ver-

biete Ihnen, der Aufforderung der Kammer zu entsprechen, die Kammern haben kein Recht, meinen Miniſtern zu gebieten! Man ſoll Ihnen Erfriſchungen bringen. Wir bedürfen Alle eines Moments der Erholung. Wenn Graf Regnault zurückkehrt, wollen wir uns hier wieder zuſammenfinden! —

Kaum' eine Stunde war vergangen, als Regnault wieder in das Conferenzzimmer eintrat. Die Miniſter waren dort ſchon wieder verſammelt, und der Kaiſer, von des Grafen Ankunft benachrichtigt, trat wieder aus ſeinem Arbeits-Cabinet hervor.

Sire, ſagte Graf Regnault traurig, die Kammer hat meine Botſchaft mit kalter Ruhe und Gleichgültigkeit aufgenommen. Sie ſendet durch mich zum zweiten Mal den Miniſtern den Befehl, vor ihren Schranken zu erſcheinen, und erklärt es für eine Beleidigung der Nation, wenn ſie ihr nicht gehorſamen.

Und was denken meine Herren Miniſter zu thun? Wem wollen ſie gehorchen? Mir, oder den Repräſentanten? fragte Napoleon, ſeine flammenden Augen den Miniſtern zuwendend. Er ſah ihre erbleichten, düſtern Geſichter, ihre geſenkten Augen, ihre unſchlüſſigen Mienen, er las die Gedanken, die auf dem Grunde ihrer Seele ruhten, und die ſie vielleicht nur noch nicht

auszusprechen wagten, und ein tiefer, qualvoller Seufzer hob seine Brust.

Ich autorisire meine Minister, den Präsidenten der Kammer zu benachrichtigen, daß sie in kurzer Zeit in der Versammlung erscheinen werden, sagte er düster. Ich werde meine Minister mit einer Botschaft von mir an beide Häuser senden. Mein Bruder Lucian soll als mein General-Commissarius die Minister begleiten, und mir die Antwort der Kammern auf meine Botschaft überbringen. Ich will es noch einmal versuchen, in Eintracht mit den Kammern zu verhandeln, mit ihnen die Mittel zur Rettung des Vaterlandes zu berathschlagen. —

Er diktirte dem Herzog von Bassano mit fester Stimme seine Botschaft an die Kammern, und zog sich dann, erschöpft von so viel Aufregungen und Sorgen, in sein Schlafzimmer zurück, um zu ruhen.

Aber seine Seele in ihren Schmerzen und Qualen ließ ihn keine Ruhe finden, mit offenen Augen, gemartert von seinen eigenen Gedanken, zuweilen laut aufächzend, zuweilen einzelne Worte des Zorns und der Verwünschung ausstoßend, lag er auf seinem Lager und kein Schlaf senkte sich auf seine Augenlider, keine Ruhe in sein gemartertes Herz.

Luft, ich muß Luft haben, oder ich erſticke, ſagte er emporſpringend. Ich mag nicht allein ſein, dieſe Stille martert mich.

Er ging haſtig in ſein Cabinet, und ſein Antlitz erhellte ſich, als er dort den Herzog von Rovigo und Benjamin Conſtant traf, die Beide gekommen waren, den heimgekehrten Kaiſer zu begrüßen.

Kommen Sie in den Garten, ſagte der Kaiſer, und er ſchritt haſtig den beiden Herren voran und ging hinunter in den Garten, um in deſſen ſchattigen Alleen mit ihnen auf und ab zu wandeln, und ernſt und gelaſſen die Angelegenheiten des heutigen Tages zu beſprechen.

Sie glauben alſo auch, Savary, ſagte er, daß die Kammern ſich gegen mich erklären und ſich von mir losſagen werden?

Ja, Sire, ich fürchte es, dieſe unglücklichen Repräſentanten vermeinen, ſich ſelber und Frankreich zu erretten von der Feindſchaft der Alliirten, wenn ſie ſich freiwillig losſagen von dem Kaiſer, dem, nach der Erklärung der Alliirten, allein ihr Angriff und ihre Feindſchaft gilt.

Ja, rief Napoleon mit einem bittern Lächeln, das ſind dieſelben Menſchen, die voriges Jahr mich zur Ab-

dankung beredeten! Sie wollen nicht einſehen, daß ich nur der Vorwand des Krieges bin, und daß Frankreich der eigentliche Gegenſtand deſſelben iſt. Wenn Frankreich nicht bei dem letzten Traktat ganz und gar vernichtet wurde, ſo kam es daher, weil die Fremden noch von einem Reſt menſchlicher Ehrfurcht zurückgehalten wurden, und weil ſie Furcht hatten vor meiner möglichen Rückkehr. Unſinnige ſind Diejenigen, die das nicht begreifen wollen; wenn ſie mich werden verlaſſen haben, dann wird man es ihnen als Schuld anrechnen, daß ſie mich vorher aufgenommen haben, und dann wird es an der Zeit ſein, ſich der Reue hinzugeben.*)

Sire, ſagte Benjamin Conſtant, die Alliirten werden es nicht wagen, eine Verſammlung anzugreifen, welche das ganze franzöſiſche Volk vertritt und von dieſem berufen iſt!

Ach, Sie wollen mir damit ſagen, daß Frankreich gerettet iſt, wenn ich abdanke, und daß —

Ein lautes, freudiges Jauchzen, ein donnerndes Vive l'Empereur! unterbrach die Worte des Kaiſers. Er hatte im Auf- und Abwandeln durch die Alleen des

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Memoires du Duc de Rovigo Vol. VIII. S. 138.

Gartens jetzt mit ſeinen Begleitern die große breite Allee gewählt, welche dicht an dem Eiſengitter ſich befand, das den Garten begrenzte. Hinter dieſem durchbrochenen und weitläuftigen Eiſengitter ſtanden Tauſende von Arbeitern, von Leuten aus dem Volk, ſie waren gekommen, den Kaiſer zu ſehen, ihn zu begrüßen, ihm zu ſagen, daß ſie ihm treu bleiben, und daß ſie ihn nicht verlaſſen wollten, daß ſie nur ihn und nicht die Kammern zu ihrem Herrn annehmen wollten.

Und dies Alles ſagten ſie ihm jetzt mit ihrem lauten, immer ſich erneuernden vive l'Empereur! dies ſagten ſie ihm mit ihren hoch empor gehobenen Armen, die ſich nach ihm hinſtreckten, mit ihren blitzenden Augen, die durch das Gitter mit Blicken voll Liebe und Bewunderung auf ihn gerichtet waren.

Der Kaiſer begrüßte ſie mit einem traurigen Lächeln und wandte ſich dann ſeinen beiden Begleitern zu. Seht, ſagte er, ſo geht es. Dieſe Menſchen habe ich mit Ehren und Reichthümern überhäuft? Was ſchulden ſie mir? Ich fand ſie arm, und ich verlaſſe ſie arm. Der Inſtinct der Nothwendigkeit ſpricht aus ihrem Munde; er klärt ſie auf, und wenn ich es will, wenn ich es geſtatte, haben in Einer

Stunde die widerſpenſtigen Kammern aufgehört zu exiſtiren.*)

Ach, da kommt mein Bruder! da kommt Lucian!

Er ging dem Prinzen, der eben die Allee daher ſchritt, lebhaft entgegen.

Nun, Lucian, was für Botſchaft bringſt Du mir? Wie haben die Kammern meine Vorſchläge aufgenommen?

Ach, Sire, ich bringe ſchlimme Botſchaft. Alle meine Vorſtellungen, meine Vernunftgründe, meine Vorwürfe waren vergeblich. Ich war zuerſt in der Kammer der Repräſentanten. Ich beſchwor ſie, den Kaiſer zu unterſtützen, mit ihm ſich zur Errettung des Vaterlandes zu vereinen. Meine Worte wurden mit Hohn, mit Spott zurückgewieſen, der Repräſentant Jay erklärte, der Kaiſer ſei ein Hinderniß für das Glück Frankreichs, denn er könne es nicht mehr vertheidigen, und er verhindere nur die Verſöhnung mit Europa, und als ich dann daran erinnerte, wie große Wohlthaten, wie viele Siege Frankreich Eurer Majeſtät verdanke, da erhob ſich Lafayette, um wider mich das Wort zu ergreifen,

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Benjamin Constant. Les cent jours etc.

um die Opfer zu ſchildern, welche Frankreich ſeinem Kaiſer gebracht, um zu erklären, die Nation habe genug für einen Einzigen gethan, es ſei jetzt Zeit, daß ſie an ſich ſelber denke. Und alle Repräſentanten jauchzten ihm zu und erhoben ſich von ihren Sitzen und riefen: der Kaiſer muß freiwillig abdanken oder wir werden ihn dazu zwingen!

Ah, ich muß! rief Napoleon mit donnernder Stimme. Man will mir Geſetze vorſchreiben! Jetzt werde ich nicht abdanken. Die Kammer iſt aus Jakobinern, aus verbrannten Köpfen, aus Ehrgeizigen zuſammengeſetzt, die nur Stellen erhaſchen und Unordnung erregen wollen. Ich hätte ſie der Nation denunciren, ſie verjagen ſollen. Es iſt vielleicht noch Zeit dazu!*)

Ja, Sire, es iſt noch Zeit dazu, rief Lucian. Faſſen Sie jetzt einen energiſchen Entſchluß. Verjagen Sie die Kammern, ergreifen Sie bis nach Befreiung des Vaterlandes die militairiſche Diktatur, rufen Sie das Volk zu einer allgemeinen Erhebung und Bewaffnung auf! Sire, es iſt, wie Ihnen gemeldet worden, ein Theil der Armee, zehntauſend Mann, in Paris eingerückt, und ſie glühen dem Kampf entgegen, ſie hängen

*) Napoleons eigene Worte. Fleury IV.

noch immer mit Begeiſterung an ihrem Kaiſer, ſie ſind bereit, für ihn zu kämpfen. Rufen Sie Ihre Getreuen, laſſen Sie die Kammern verjagen, und Sie ſind wieder der Kaiſer, und keine Stimme wird es wagen, ſich wider Sie zu erheben!

Der Kaiſer antwortete nicht ſogleich. Er ging, die Arme auf dem Rücken gefaltet, langſam die Allee hinauf; zuweilen blieb er ſtehen und warf einen langen Blick hinüber nach jener Seite, wo hinter den Bäumen und Büſchen das Gitter ſich befand, durch welches das Volk nach ſeinem Kaiſer ſpähete, und horchte auf das verworrene Geſchrei, das da herübertönte und aus dem zuweilen wie eine himmliſche Melodie das jauchzende vive l'Empereur emporrauſchte. — Dann ſchritt er wieder raſcher vorwärts und ſchien nun wieder auf die Stimmen zu lauſchen, die in ſeiner eigenen Bruſt ihm ertönten.

Endlich blieb er, zu dem Portal des Palaſtes gelangt, vor den Herren ſtehen und hob ſeine düſtern Augen zu ihren fragenden, erwartungsvollen Geſichtern empor.

Nein, ſagte er, ich will keinen Bürgerkrieg! Ich weiß wohl, daß es nur eines Winkes von mir bedürfte, um die Oppoſition zu vernichten und mir einen Triumph

über sie zu verschaffen. Aber das Leben Eines Mannes ist nicht werth, mit so vielen Menschenopfern erkauft zu werden. Ich kam nicht von Elba zurück, um Paris mit Blut zu überschwemmen.*)

So sind Sie verloren, mein Bruder, seufzte Lucian.

Das heißt, wenn es sein muß, so opfere ich mich der Ruhe und dem Wohlergehen Frankreichs, sagte Napoleon ruhig, und Frankreich wird dereinst dieses Opfer anerkennen und es wird mich dafür lieben! Was thun die Kammern jetzt, Lucian?

Sire, die Repräsentanten waren von der zwanzigstündigen Sitzung, von den langen und heftigen Debatten so erschöpft, daß sie die Sitzung aufgehoben haben und erst morgen früh um acht Uhr sich wieder versammeln wollen.

Ja, es ist wahr, murmelte Napoleon, dies war ein sehr angreifender Tag. Ich empfinde das auch, meine Seele ist auch erschöpft. Die Sonne ist untergegangen und es wird Abend! Da meine Feinde schlafen, will ich es auch thun! Adieu, Lucian, adieu, Savary und Constant. Morgen früh wollen wir weiter sprechen!

Er nickte ihnen mit einem matten Lächeln einen

*) Napoleons eigene Worte. Mémoires du Duc de Rovigo.

Abſchiedsgruß zu und ſchritt langſam, geſenkten Hauptes durch das Portal in das Schloß.

Die Sonne iſt untergegangen und es wird Abend, flüſterte Lucian, ſeinem Bruder nachblickend. Ja, ich fürchte, ſeine Sonne iſt jetzt für immer untergegangen.

VIII.

Die Abdankung.

Ob der Kaiser in dieser Nacht vom ein und zwanzigsten auf den zwei und zwanzigsten Juni geschlafen? Er hatte sich wenigstens in seine Schlafzimmer zurückgezogen und sich mit Hülfe seines Kammerdieners Marchand zu Bett begeben.

Aber als er am andern Morgen wieder aus seinem Schlafzimmer hervortrat, zeigte sein Antlitz die Spuren tiefster Erschöpfung und selbst das düstere Feuer seiner Augen war erloschen.

Die wenigen Getreuen, welche in diesen Tagen der Trübsal ihn nicht verlassen, seine Minister, seine Brüder, der General Bertrand und der Herzog von Rovigo und einige Andere hatten ihn in seinem Cabinet erwartet und empfingen ihn mit ehrfurchtsvollen Grüßen und Verbeugungen.

Es iſt acht Uhr, ſagte der Kaiſer. Jetzt werden die Kammern ſich verſammeln, und jetzt wollen auch wir berathen, was geſchehen ſoll und muß. Der Feind naht ſich unſern Mauern.

Sire, meldete der eintretende Kammerdiener, der Herzog von Otranto! Er öffnete auf einen Wink Napoleons die Thür und Fouché trat ein.

Er ſchritt einher aufrecht, ſtolz gehobenen Hauptes, wie er es ſonſt nie gewagt vor dem Kaiſer zu erſcheinen, ſein Angeſicht ſtrahlte wie in höhniſcher Freude und ein triumphirendes Lächeln umſpielte ſeine Lippen.

Napoleon, der mit einem einzigen Blick ſeine ganze Geſtalt überflogen hatte, wandte langſam das Haupt den andern Herren zu.

Ich ſagte ſoeben, der Feind naht ſich unſern Mauern, ich irrte mich, der Feind iſt ſchon innerhalb derſelben! Nun, was giebt es, Herr Herzog? Warum ſind Sie nicht, gleich den andern Miniſtern, wie ich befohlen, um halb acht Uhr hier erſchienen? Hat man Ihnen nicht gemeldet, daß ich einen Miniſterrath halten wollte?

Sire, ſagte Fouché gelaſſen, ich konnte leider nicht kommen, denn die Kammern hielten heute Morgen eine Sitzung und ich mußte derſelben beiwohnen.

Was, die Kammern haben ſchon eine Sitzung ge-

halten? rief der Kaiſer. Sie wollten ſich ja erſt um acht Uhr verſammeln.

Die dringlichen Umſtände haben ſie indeß veranlaßt, dieſe Sitzung auf eine frühere Stunde zu verlegen und ſie ſind ſchon heute morgen um fünf Uhr zuſammengetreten. Es haben heftige Debatten ſtattgefunden, Ihre Feinde, Lafayette und Lanjuinais an ihrer Spitze, ergoſſen ſich in den leidenſchaftlichſten Reden gegen das Oberhaupt des Staates.

Aber Sie, nicht wahr, Sie ſprachen für mich? fragte Napoleon mit einem höhniſchen Ausdruck.

Ja, ich ſprach für Sie, ſagte Fouché ruhig, und meinen Bemühungen allein iſt es gelungen, die harten Ausſprüche der Kammer ein wenig zu mildern. Lafayette ſchlug vor, daß man Sie ohne Weiteres als der Krone für verluſtig erklären ſollte. General Grenier proponirte, daß ſich eine Deputation in das Elyſée begeben und verlangen ſollte, daß Napoleon Bonaparte ſofort ſeine Abdankung erkläre. Meinen Bemühungen iſt es gelungen, noch eine Stunde Aufſchub zu erlangen. Man hat mir geſtattet, mich hierher zu verfügen, Sie zu beſchwören, freiwillig und wie aus eigenem Impuls eine Botſchaft an die Kammern zu ſenden, und denſelben zu melden, daß Sie der Krone entſagen und ſie

niederlegen. Man will, um die Ehre des Staatsoberhauptes zu schonen, eine Stunde noch auf diese Erklärung warten, und erst, wenn sie bis dahin nicht erfolgt ist, wird die Kammer eine Deputation hierher entsenden, um Sie aufzufordern, sofort und ohne Säumen die Krone niederzulegen.*).

Der Kaiser hatte den Worten Fouché's, wie es schien, mit vollkommener Ruhe zugehört, aber seine Wangen waren noch bleicher geworden, als zuvor, und in seinen Augen, welche vorher so trübe und glanzlos gewesen, flammte jetzt das Feuer des Zorns.

Herr Herzog von Otranto, sagte er, noch bin ich der Kaiser, und wenn ich auch meine Krone niederlege, so bleibt mir doch die Würde eines Kaisers. Ich habe dieselbe von der französischen Nation erhalten, und sie verliert sich nicht.**) Bedienen Sie Sich daher in Ihren Verhandlungen mit mir der ehrfurchtsvollen Formen, wie sie meinem Diener und dem Manne geziemen, den ich zum Herzog gemacht habe. Was die unverschämte Forderung der durch mich eingesetzten Kammern anbelangt, so werde ich überlegen, was mir zum Wohle des Staats erforderlich scheint.

*) Fleury VI. 24.

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. S. 31.

Oh Sire, rief der General Solignac, der so eben in das Cabinet eintrat, ich beschwöre Sie, überlegen Sie nicht mehr. Entscheiden Sie Sich rasch. Ich komme aus der Kammer. Alles ist dort in Aufruhr und Bewegung. Lafayette hat den Vorschlag gemacht, die Entsetzung auszusprechen, und Ew. Majestät verhaften zu lassen. Mehr als funfzig der Repräsentanten haben sich vereinigt, um hieher zu ziehen, ein Trupp National-Gardisten hat sich ihnen zugesellt, und sie warten nur auf das Ablaufen der bewilligten Frist, um her zu kommen, und Ew. Majestät zu verhaften.*)

Und was sagen Sie, meine Brüder, Sie, meine Herren Minister, zu diesem Attentat? rief Napoleon mit donnernder Stimme. Lucian, sprechen Sie, Sie, der mir immer gerathen hat, nicht nachzugeben. Sind Sie noch jetzt dieser Meinung?

Nein, Sire, seufzte Lucian, es ist zu spät. Der glückliche Moment ist vorübergegangen, jetzt müssen Sie Sich unterwerfen!

Napoleons fragender Blick wandte sich von Lucian zu seinem Bruder Joseph hin.

Sire, ich theile die Ansicht meines Bruders, sagte

*) Eduard Arnd: Geschichte der letzten vierzig Jahre. I. 147.

der Prinz traurig, Ew. Majeſtät müſſen ſich unterwerfen!

Und was ſagen meine Miniſter? fragte Napoleon.

Aber weder Maret, noch Caulaincourt, noch Decrès und Carnot antworteten, ſie ſtanden da geſenkten Hauptes, — nur Fouché, der Polizeiminiſter des Kaiſers, ſtand hoch erhobenen Hauptes, und heftete ſeine leuchtenden Blicke feſt auf das bleiche Antlitz des Kaiſers.

Und Sie, Savary und Bertrand, fragte Napoleon, ſagen auch Sie, das Alles verloren iſt?

Ja, rief der Herzog von Rovigo, ja, es iſt Alles verloren. Ew. Majeſtät müſſen Sich entſchließen, Frankreich das größte Opfer darzubringen. Oh Sire, ich beſchwöre Sie, ſuchen Sie nicht länger gegen die Macht der Verhältniſſe anzukämpfen. Die Zeit verfließt, der Feind rückt heran. Dulden Sie es nicht, daß die Kammer, daß die Nation Sie beſchuldigen kann, Sie hätten Frankreich verhindert, Frieden mit ſeinen Feinden zu machen.

Sire, ſagte General Bertrand mit flehender Stimme, das Antlitz überfluthet von Thränen, Sire, ſeien Sie groß, wie Sie es bis hieher immer geweſen. Im Jahre 1814 haben Sie Sich dem Wohle Aller geopfert, er-

neuern Sie heute dieſes erhabene, dieſes großmüthige Opfer.

Napoleon ſchwieg, — eine tiefe Stille trat ein, und inmitten dieſer Stille vernahm man nur die Seufzer, die ſchwer und ächzend aus der Bruſt der Kaiſers hervorkamen. Lange ſtarrte er, nicht achtend, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren, in das Leere, dann wandte er langſam ſein Haupt nach Fouché hin.

Herr Herzog von Otranto, ſagte er mit feſter, ruhiger Stimme, gehen Sie in die Kammer, und melden Sie den Herren, daß ſie ſich ruhig verhalten ſollen. Ich werde ihre Wünſche erfüllen. Ich werde abdanken.

Ein einziger gemeinſchaftlicher Schrei des Schmerzes tönte von Aller Lippen, nur Fouché lächelte, und ſich leicht verneigend, verließ er eilig das Zimmer.

Jetzt, mein Bruder Lucian, ſagte der Kaiſer gelaſſen, jetzt nehmen Sie die Feder, ich will Ihnen dictiren!

Lucian ſetzte ſich vor dem Schreibtiſch nieder, die Miniſter, Herzöge und Generäle zogen ſich ehrfurchtsvoll in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Napoleon blieb ſeinem Bruder Lucian gegenüber neben dem Tiſch ſtehen, und die Hand auf denſelben

aufgeſtützt, gerade und ſtolz aufgerichtet, diktirte der Kaiſer mit ruhiger, feſter Stimme wie folgt:

„Declaration an das franzöſiſche Volk.

„Indem ich den Krieg begann, um die nationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, zählte ich auf die Vereinigung aller Kräfte, aller nationalen Autoritäten. Ich war berechtigt, einen guten Erfolg davon zu erhoffen, und ich hatte deshalb allen Erklärungen der Mächte gegen mich Trotz geboten.“

„Die Umſtände erſcheinen mir jetzt verändert; ich biete mich dem Haß der Feinde Frankreichs als Opfer dar; möchten ſie aufrichtig geweſen ſein in ihren Erklärungen und wirklich nur ihre Feindſchaft gegen meine Perſon gerichtet haben! Mein politiſches Leben iſt abgeſchloſſen; und ich proclamire meinen Sohn unter dem Titel Napoleon II. zum Kaiſer der Franzoſen.“

„Die activen Miniſter werden einen proviſoriſchen Regentſchaftsrath bilden. Die Zuneigung, die ich für meinen Sohn hege, verpflichtet mich, die Kammern aufzufordern, ohne Verzug die Regentſchaft durch ein Geſetz zu organiſiren.“

„Vereinigt Euch Alle für das öffentliche Wohl und um eine unabhängige Nation zu bleiben.“

Mein Bruder, ſagte Napoleon mit einem ſanften

Lächeln, jetzt bin ich zu Ende. Es bleibt nur noch übrig zu unterschreiben.

Er ging mit festem Schritt an die andere Seite des Tisches, nahm die Feder aus Lucians Händen, und stehend, sich nur leicht herunterneigend über das Papier schrieb er mit rascher Hand seinen Namen unter die Declaration.

Jetzt soll Fleury zwei Abschriften davon machen, sagte Napoleon, die Feder fortwerfend, drei meiner Minister sollen die eine der Declarationen in die Deputirtenkammer, und wieder drei andere die zweite Abschrift in die Pairskammer tragen.

Eben ward die Thür hastig aufgerissen und der Graf de la Borde, der General-Adjutant der National-Garde stürzte herein.

Sire, sagte er athemlos und keuchend, Sire, es ist keine Minute mehr zu verlieren. Die Kammern wollen so eben die Absetzung Eurer Majestät zur Abstimmung bringen.

Napoleon schritt zu dem Grafen hin, der bleich, athemlos vom eiligem Lauf kaum noch im Stande war, sich aufrecht zu halten. Mit einem Blick voll Theilnahme und Güte legte Napoleon seine Hand auf die Schulter des Grafen.

Dieſe guten Leute haben es wirklich ſehr eilig, ſagte er. Kehren Sie zu ihnen zurück und ſagen Sie ihnen, ſie möchten ſich beruhigen. Die Abdankung ſei ſchon geſchrieben und würde ihnen ſogleich überreicht werden.*) Und jetzt, da die Geſchäfte beendet ſind, fuhr der Kaiſer ruhig fort, jetzt darf ich wohl eine Stunde der Ruhe genießen. Ich fühle mich erſchöpft, ich will ſchlafen!

Er durchſchritt langſam das Gemach, trat in ſein Schlafzimmer ein und ließ ſich mit einem tiefen Seufzer auf ſein Lager niedergleiten. —

Eine Stunde ſpäter trat ſein Bruder Lucian in das Schlafgemach Napoleons ein, um ihm zu melden, daß eine Deputation aus der Kammer der Abgeordneten im Palais angelangt ſei, um dem Kaiſer zu danken.

Leiſe ſchlich Lucian zu dem Bett hin, auf welchem der Kaiſer ruhte, leiſe rief er ſeinen Namen.

Aber der Kaiſer hörte ihn nicht.

Er ſchläft, ſagte Lucian tief bewegt. Eine Welt iſt in Aufregung Zorn und Aufruhr um ſeinetwillen. Aber er kann ſchlafen, er fühlt ſich ſtill und ruhig, denn er hat das Opfer gebracht, welches ihm das ſchwerſte auf der Welt dünkte. Er hat ſeine Krone

*) Fleury IV. 28.

dahin gegeben. Er war Kaiſer, jetzt iſt er wieder ein Held, und nicht als entthronter Kaiſer liegt er da und ſchläft, ſondern als der lorbeerbekränzte Held, den nichts entthronen kann, und der ſchlafen darf, wenn er auch einen irdiſchen Thron verloren hat, denn ihm bleibt der unſterbliche Thron, den ihm ſein Ruhm in der Weltgeſchichte erbaut hat.

Er neigte ſich tief über den Schlafenden, und drückte leiſe einen Kuß auf Napoleons Stirn.

Wache auf, mein Bruder, wache auf! Vollende Dein Opfer, nimm die letzten Huldigungen Frankreichs entgegen!

Napoleon richtete ſich raſch von ſeinem Lager empor, und ſchaute verwundert zu Lucian hin, den er ſonſt immer ſo entſchloſſen und mannhaft geſehen, und deſſen Antlitz jetzt überfluthet war von Thränen.

Weinſt Du, Lucian, weil Du über mich trauerſt? fragte Napoleon.

Nein, ſagte er, ich weine, weil ich mich über Dich freue, mein Bruder. Du haſt das Schwerſte gethan, Du haſt Dich ſelbſt überwunden! Aber jetzt, Sire, ſagte er, ehrfurchtsvoll zurücktretend, jetzt bringen Sie das letzte Opfer. Nehmen Sie mit heiterer Ruhe die Huldigungen Ihrer Feinde entgegen. Eine zahlreiche

Deputation der Kammer ist da, und wünscht von Ew. Majestät Abschied zu nehmen.

Ach, sie wünschen mich zu sehen, wie mir die Glieder zerschmettert sind durch diesen Fall von meinem Thron, rief Napoleon, indem er von dem Lager emporsprang. Sie sollen diesen Wunsch nicht erfüllt sehen! Ich lebe noch, ich fühle mich nicht zerschmettert, ich kann noch meine Arme heben, meine Hand kann noch immer ein Schwert fassen, und meine Füße sind noch stark und kräftig, um mich weit fortzutragen, weit fort in eine neue Welt. Und die will ich mir suchen, und in ihr will ich mir einen neuen Thron erbauen. Ach, wer noch einen starken Kopf, einen kräftigen Arm, ein scharfes Schwert und gesunde Füße hat, dem gehört die Zukunft, und er kann noch nicht sagen, daß er mit dem Leben abgeschlossen hat. Ich habe für Frankreich, für Europa vielleicht aufgehört zu leben, aber die Welt ist groß, und ich werde auf einem andern Welttheil wieder auferstehen.

Die Welt ist nicht so groß, rief Lucian, daß der Klang ihres Namens, daß der Ruhm Napoleons nicht überall hingedrungen wäre. Ich hörte ihn an den Ufern des Delaware so hell und jauchzend erklingen, wie in Europa, die Wüsten Afrika's wissen von ihm

zu erzählen, und über die Mauern China's ist er hinüber geschallt. Die ganze Welt huldigt dem Ruhm des großen Napoleon.

Die ganze Welt huldigt mir, sagte Napoleon leise vor sich hin, und doch werde ich bald nicht mehr wissen, wo ich mein Haupt hinlegen soll, und kein Fuß breit Landes wird Mein sein. Doch still davon! Mein Herz soll stark bleiben. Geh, Lucian, sage, daß ich kommen werde, die Deputation zu empfangen. —

Wenige Minuten später trat Napoleon in den Audienzsaal, in welchem seine Brüder, seine Minister, seine wenigen getreuen Freunde, und die zahlreiche Deputation der Repräsentanten versammelt waren.

Fest und ruhig, wie in den Tagen seines Glückes, schritt der Kaiser bis in die Mitte des Saals. Sein Auge hatte jetzt wieder seinen tiefen, feurigen Glanz, seine Züge waren wieder undurchdringlich, es war wieder das eherne Cäsarenhaupt, welches die Deputirten da vor sich sahen, und vor dem sie, von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen, sich tief verneigten.

Und ehern, kalt und ruhig blieb auch das Cäsarenantlitz, als der Sprecher der Deputirten, als Graf Lanjuinais jetzt dem Kaiser im Namen der Kammern sich nahte, als er in pathetischen Worten sprach „von

der Ehrfurcht und Dankbarkeit, mit welcher die Nation das edle Opfer annähme, welches Napoleon dem Glück und der Unabhängigkeit des französischen Volkes dargebracht."

Eine tiefe Stille trat ein, nachdem Lanjuinais gesprochen; in athemlosem Schweigen schauten Alle auf Napoleon hin, um von ihm noch ein letztes Wort, ein Wort des Abschieds für Frankreich zu vernehmen.

Ich danke Ihnen, sagte der Kaiser nach langem Schweigen mit einer Stimme, welche so sanft und weich war, daß sie Thränen in die Augen seiner Zuhörer rief, und jedes Herz erbeben machte vor Rührung, ich danke Ihnen für die Gefühle, welche Sie mir ausdrücken; ich wünsche, daß meine Abdankung das Glück Frankreichs wiederherstelle, aber ich hoffe es nicht, denn sie läßt den Staat ohne Haupt, ohne politische Existenz. Die Zeit, die man damit verloren hat eine Monarchie umzustoßen, hätte besser dazu angewandt werden können, Frankreich in den Stand zu setzen, den Feind zu vernichten.

Ich empfehle der Kammer, die Armee so rasch wie möglich zu vervollständigen: wer den Frieden will, muß sich zum Kriege bereit halten.

Gebt diese große Nation nicht der Gnade der

Fremden dahin, fürchtet von Euren Hoffnungen betrogen zu werden, denn da liegt für Euch die Gefahr. In welcher Lage ich mich auch befinden werde, ich werde immer zufrieden sein, wenn Frankreich glücklich ist.

Ich empfehle meinen Sohn der Liebe Frankreichs. Ich hoffe, daß Frankreich nicht vergessen wird, daß ich nur für ihn abgedankt habe. Ich habe außerdem dies große Opfer dem Wohl der Nation dargebracht; nur unter meiner Dynastie kann sie hoffen, frei, glücklich und unabhängig zu sein. Lebet wohl! Frankreich gehören alle meine Wünsche!*)

Stille ward es, nachdem der Kaiser gesprochen. Mit gesenkten Häuptern standen die Deputirten da, die Größe des Moments, die hinreißende Gewalt der Stimme Napoleons hatte sie fortgerissen, kein Auge war trocken geblieben, in dem weiten Saal hörte man nur Weinen und Seufzen und alle diese von Thränen getrübten Blicke ruhten mit schmerzlicher Bewunderung auf dem bleichen ruhigen Antlitz des Kaisers.

Napoleon weinte nicht. Einen langen feurigen Blick ließ er an allen Anwesenden vorübergleiten, dann neigte

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Fleury VI. 31.

er leiſe ſein Haupt, wandte ſich um und verließ den Saal.

Die Thür fiel hinter ihm in's Schloß, — der Kaiſer hatte der franzöſiſchen Nation ſein letztes Lebewohl geſagt!

Achtes Buch.

Malmaiſon und Helena.

I.

Der deutsche Brief.

Ein Courier von dem Befehlshaber der französischen Truppen, vom Marschall Davoust, war heute den dreißigsten Juni im Hauptquartier des Fürsten Blücher in La Valette, unweit Paris, eingetroffen und hatte dem Fürsten Blücher ein Schreiben des Marschalls überbracht.

Blücher hatte sich dieses Schreiben soeben von Gneisenau übersetzen lassen und dampfte jetzt nach beendeter Vorlesung große Rauchwolken aus seiner Pfeife hervor.

Na, sagte er nach einer langen Pause, wir haben ihn also mit Gottes Hülfe zum zweiten Mal glücklich runter gebracht von seinem Thron. Aber, ist es auch wahr, Gneisenau? Ist es auch nicht man bloß Verstellung und Rederei, bloß, damit wir mit langer Nase abziehen sollen? Können Sie mir Ihr Ehrenwort

geben, Mann, daß Sie's glauben und daß der Bonaparte wirklich abgedankt hat?

Ja, Durchlaucht, sagte Gneisenau zuversichtlich, ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, Napoleon hat wirklich abgedankt, die Kammern haben eine provisorische Regierung ernannt, die aus Fouché, Carnot, Grenier, Caulaincourt und Quinette besteht und deren Präsidentschaft Fouché glücklich an sich gerissen hat. Diese provisorische Regierung hat alle Souverainetätsrechte des Throns in sich vereinigt, und herrscht jetzt über Frankreich mit unbedingten Vollmachten. Sie hat bereits ein neues Ministerium ernannt, und den Marschall Davoust zum Oberbefehlshaber der Truppen erhoben.

Und wo ist der Bonaparte?

Der hat, wie der Kourier meldet, gestern das Palais Elysée verlassen und sich nach Malmaison begeben.

Und diese übermüthigen Franzosen denken, wir werden mit ihnen Frieden und Freundschaft schließen, so lange dieser Mensch noch in Frankreich ist, und alle Tage wieder auftreten und sein scheußliches Unwesen wieder von vorn anfangen kann? Sie sollen uns erst den Bonaparte gebunden hierher bringen, ihn uns als Gefangenen übergeben, damit wir sehen, daß es ihnen Ernst damit ist, mit ihrer Vergangenheit zu brechen,

dann nachher wollen wir ſehen, was zu thun iſt, und ob wir ihnen den Frieden ſchenken wollen, daß heißt, wenn ſie uns erſt 'ne gehörige Kriegscontribution gezahlt und uns vollſtändige Revanche gegeben haben. Aber zu allererſt müſſen ſie uns den Bonaparte ausliefern.

Aber Durchlaucht, das hieße nicht allein das franzöſiſche Volk, ſondern auch diejenigen Souveraine, welche früher Napoleon als ihres Gleichen geehrt haben, zu ſehr beſchämen, das wäre ſelbſt ein Verbrechen gegen Napoleon, der, was man auch immer von ihm ſagen mag, doch jedenfalls ein Held und ein großer Feldherr iſt und dem man jetzt in ſeinem Unglück wohl einige Ehrfurcht ſchuldig iſt.

Na, rief Blücher zornig, das fehlt mir bloß noch, Ehrfurcht vor dem Bonaparte! Thun Sie mir den einzigen Gefallen, und bleiben Sie mir mit ſolchen ſchönen Redensarten vom Leibe, Sie ärgern mich und machen mich wüthend, und ich wär's im Stande und ritt mit 'nen paar Huſarenregimentern nach Malmaiſon hin und holt mir den Bonaparte, ließ ihn in einen eiſernen Käfig ſtecken und nähm ihn als 'n wilden Menſchenfreſſer mit mir, blos um Euch und aller Welt zu beweiſen, daß ich ganz und gar keine Ehrfurcht vor

dem Kerl habe. Na, übrigens iſt's mir lieb, Sie haben mich grade in die rechte Stimmung gebracht, um den hochnaſigen aufgeblaſenen Brief des Monſieur Davouſt zu beantworten. Das iſt auch Einer von Denen, die Deutſchland mit Füßen getreten und ſo gethan haben, als hätt' der liebe Gott uns Deutſche man blos dazu geſchaffen, den Herren Franzoſen die Schuhriemen zu löſen und ihre gehorſamen Diener zu ſein. Der Monſieur Davouſt hat dazumal in Hamburg den kleinen Napoleon gemacht, und mit deutſchem Hab und Gut, und mit deutſcher Ehre und Geſinnung geſpielt, als wenn's Billardbälle wären, die bloß zum Amuſement für den Herrn Marſchall da wären. Iſt mir ſehr lieb, daß ich dem Monſieur zu antworten hab' und einen rechtſchaffenen, ehrlichen Brief will ich ihm antworten. Wollen Sie ſo gut ſein, und mein Secretair ſein, Gneiſenau? Wollen Sie ſchreiben, was ich Ihnen diktire? Denn Sie wiſſen wohl, das Schreiben iſt juſt nicht meine Sach', und wenn ich die Buchſtaben aufs Papier male, ſo verfliegen mir dabei immer die beſten Gedanken, und das Feuer geht mir aus, wie 'ner Pfeife, die man nicht anbläſt. Das macht, mein Kopf denkt raſcher, als meine Hand ſchreibt. Wollen Sie mir alſo den Gefallen thun und für mich ſchreiben?

Von Herzen gern, Durchlaucht, ſagte Gneiſenau, vor dem Tiſch Platz nehmend, auf welchem das Schreibgeräth ſchon bereit gelegt worden.

Na, ſo ſchreiben Sie 'mal, rief Blücher, indem er mit dem kleinen Finger ein wenig in dem Kopf ſeiner Pfeife umherfuhr und dann einige kräftige Züge that. Der Herr Davouſt will'n Waffenſtillſtand, nicht wahr, das ſteht in ſeinem franzöſiſchen Brief?

Ja, Durchlaucht.

Er ſchreibt, die Urſache des Krieges ſei hinweggeräumt, da Bonaparte dem Throne entſagt hätte, die verbündeten Mächte hätten das bereits auch anerkannt, Oeſterreich hätte ſchon einen Waffenſtillſtand mit der proviſoriſchen Regierung abgeſchloſſen, und ich würde eine große Verantwortung auf mich laden, wenn ich nicht auch bereit wäre, die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Nicht wahr, das ſteht Alles in dem Brief?

Ja, Durchlaucht, das ſteht darin.

Nanu wollen wir mal ſehen, was in meinem Brief darauf zu antworten iſt. Schreiben Sie, Gneiſenau, nu friſch druf!

Und mit lauter, feuriger Stimme dictirte Blücher:

„Mein Herr Marſchall! Es iſt irrig, daß zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Urſachen

zum Krieg aufgehört hätten, weil Napoleon dem Thron entſagt habe; dieſer hat nur bedingungsweiſe entſagt zu Gunſten ſeines Sohnes, und der Beſchluß der vereinigten Mächte ſchließt nicht allein Napoleon, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie vom Thron aus. Wenn der öſterreichiſche General Frimont ſich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenſtillſtand mit dem ihm gegenüber ſtehenden feindlichen General zu ſchließen, ſo iſt das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unſern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Wollen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marſchall, was Sie thun, und ſtürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wiſſen, was der erbitterte Soldat ſich erlauben würde, wenn Ihre Hauptſtadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünſchungen von Paris ebenſo wie die von Hamburg auf ſich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverläſſiger Waffenſtillſtand Statt haben. Sie wollen, Herr Marſchall, dieſes unſer Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marſchall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es

sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre, mich zu nennen, Herr Marschall, Ihr dienstwilliger —"*)

Na nu, sind wir fertig, Freund! sagte Blücher, unterzeichnen will ich selbst. Aber erst sagen Sie mal, Gneisenau, was denken Sie von meinem Antwortschreiben an Monsieur Davoust?

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Durchlaucht, so finde ich dasselbe etwas sehr rauh und herbe, ja, grade heraus, etwas ungroßmüthig.

Ist auch durchaus nicht meine Absicht, den Großmüthigen spielen zu wollen, rief Blücher, und wenn mein Brief rauh und herbe ist, so ist er just so, wie Monsieur Davoust in Person gewesen ist, als er in Hamburg war, und mein Brief soll so bleiben. Nu, geben Sie mal her Ihre Feder, nun will ich noch meinen Namen drunter schreiben, und dann schicken wir meinen Liebesbrief ab.

Durchlaucht vergessen, daß ich den Brief vorher

---

*) Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale. Fürst Blücher. 467.

erſt überſetzen muß, und daß Sie nicht nöthig haben, unter das Concept Ihren Namen zu ſetzen. Ich werde Ihnen nachher die franzöſiſche Ueberſetzung vorlegen, und nur dieſe haben Sie nöthig zu unterzeichnen.

Was? Sie wollen den Brief in's Franzöſiſche überſetzen? rief Blücher.

Natürlich, Durchlaucht. Wir können doch einem Franzoſen nicht zumuthen, daß er einen deutſchen Brief verſtehen ſoll?

Na, und warum können wir ihm das nicht zumuthen? ſchrie Blücher hochroth vor Zorn. Herr Gott im Himmel, was wir Deutſche doch immer für demüthige Fuchsſchwänzer und unterthänigſte Duckmäuſer ſind! Wir können's andern Völkern nicht zumuthen, daß ſie unſere Sprache kennen, um uns zu verſtehen, und darum lernen wir ganz gehorſamſt ihre Sprachen, um ſie zu verſtehen. Sagen Sie mal, Mann, Gneiſenau, ſind Sie denn auch 'n vornehmer Diplomat und Hofmann geworden, daß Sie mit den Franzoſen ſo ſauber und höflich umgehen wollen? Ich ſag' Ihnen, es wird nichts daraus, und dies Mal ſollen die Franzoſen den Blücher kennen lernen. Ich frage Sie, in welcher Sprache hat der Herr Davouſt denn an mich geſchrieben?

Nun, natürlich in franzöſiſcher Sprache, Durchlaucht.

So, das finden Sie natürlich, daß der Franzoſe an einen Ausländer, an einen Deutſchen in franzöſiſcher Sprache ſchreibt, der Franzoſe hat das Recht dazu? Na, dann habe ich auch das Recht, ihm in meiner Sprache zu antworten, und als Deutſcher an den Ausländer, den Franzoſen in deutſcher Sprache zu ſchreiben. Er mag meinetwegen vornehm die Naſe rümpfen, und ſagen: „der Kerl, der Blücher, iſt ſo dumm und ungebildet, daß er nicht einmal franzöſiſch verſteht, und mir in ſeiner Mutterſprache ſchreibt.“ Ich rümpfe auch die Naſe, und ſage: „der Kerl, der Davouſt iſt ſo dumm und ungebildet, daß er nicht einmal deutſch verſteht, und mir in ſeiner Mutterſprache ſchreibt.“ Es bleibt dabei, Gneiſenau, ſchreibt er mir franzöſiſch, weil's ihm ſo bequem iſt, ſo antwort' ich ihm deutſch, weil's mir ſo bequem iſt. Es wär' uns Deutſchen allzeit her viel nützlicher geweſen, wenn wir weniger Zeit darauf verwandt hätten, franzöſiſche Vocabeln zu lernen, ſondern lieber unſere eigene deutſche Sprach' und unſer deutſches Weſen mehr im Aug' behalten hätten.

Ja, das iſt wahr, rief Gneiſenau, unſer edle und

tapfere Fürst Blücher hat heute, wie immer Recht. Er ist ein deutscher Held und er vertheidigt deutsche Ehre und deutsches Recht in Allem, was er thut. Es ist wahr, wir Deutsche sind es gewohnt, daß wir uns den andern Völkern unterordnen, daß wir gar nicht den Muth haben zu verlangen, sie sollen unsere Sprache lernen, sondern bescheidentlich uns bemühen, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden. Mein edler Blücher hat Recht, es ist würdiger, den Herren Franzosen, die französisch geschrieben, eine deutsche Antwort zu geben. Freilich, die Herren Franzosen werden uns deshalb der Unhöflichkeit zeihen und die Herren Diplomaten werden die Achseln zucken.

Lassen Sie sie zucken, bis sie meinetwegen bucklicht werden, sagte Blücher fröhlich. Ich will Ihnen was sagen, Gneisenau, ich hab' mir zugeschworen, daß ich die Franzosen lehren will, Respect vor uns Deutschen zu haben, und daß ich ihnen alles das vergelten will, was sie uns gethan haben. Nicht aus Bosheit und Rache, sondern um unsere Ehre zu retten und um den Franzosen zu beweisen, daß wir Deutsche auch eine Nation sind, und daß wir wieder treten, wenn man uns getreten hat. Und dazu hat mich der liebe Gott so lange leben lassen, daß ich Deutschland in Achtung

und Ansehen bringen soll. Vorig Jahr, da war's meine Aufgabe, Deutschland zu befreien vom französischen Joch, aber dies Jahr da bin ich hergeschickt, Deutschland zu rächen und unsere Ehre rein zu waschen von den Flecken, die noch immer drauf sitzen. Darum ist's nicht genug, daß wir den Bonaparte verjagen, sondern wir müssen auch unsere Genugthuung haben von der französischen Nation, wir müssen sie lehren, wie weh es thut, getreten, mißachtet und verhöhnt zu werden. Wir müssen Vergeltung üben, denn dazu hat uns der liebe Gott hierher geschickt. Und darum will ich auch nicht wieder umkehren, sondern vorwärts will ich, vorwärts nach Paris. Die Franzosen müssen ebenso gut gedemüthigt werden, als der Bonaparte, sie sind ein übermüthiges Volk und müssen klein gemacht werden wie ihr übermüthiger Bonaparte. Als sie die Herren in Deutschland waren, da haben sie uns gerupft und zerfetzt, und immer zu ihrer Entschuldigung das Eroberungsrecht angeführt. Na, nun sind wir Herren in Frankreich, und nun wollen wir auch'n bischen rupfen und zerfetzen. Das Eroberungsrecht erlaubt es uns. Kein Pardon für die Franzosen! Sie müssen geduckt werden! Sie müssen erkennen, daß der liebe Gott gerecht ist, und daß, wie einst die Franzosen Herren in

Deutſchland waren, die Deutſchen jetzt Herren in Frankreich ſind! — In dieſer Nacht noch, Gneiſenau, wollen wir aufbrechen.

Ohne vorher mit Wellington und dem engliſchen Heer uns vereinigt zu haben?

Ja, ganz auf unſere eigene Hand, Gneiſenau, wollen wir vorwärts. Der Wellington iſt mein lieber Freund und Bruder, aber er iſt mir zu fein, er möcht's auch mit keinem Menſchen verderben, möcht' den Franzoſen noch lange Zeit laſſen zu überlegen und zu berathſchlagen, ob ſie ſo gütig ſein wollen und uns nach Paris rein laſſen, möcht' ihnen Zeit laſſen, ſich in Gutem mit uns zu verſtändigen. Ich will mich aber nicht in Gutem verſtändigen, ich will ſie zwingen, Raiſon anzunehmen, und darum rück' ich raſch vorwärts und zwinge Wellington dadurch, mir zu folgen und auch vorwärts zu rücken. Dieſe Nacht noch müſſen wir bei Saint Germain über die Seine, denn die Franzoſen ſind ſonſt im Stande und zerſtören uns die Brücke und dann haben wir's Nachſchauen und können nicht hinüber. Wir müſſen aber über die Seine, um nach Paris zu kommen, denn um die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, müſſen wir ihr die Zufuhr der Lebensmittel aus der Normandie abſchneiden.

Aber, Durchlaucht, dadurch kommt das preußiſche Heer in Gefahr, abgeſchnitten zu werden und es tritt eine Trennung der verbündeten Heere ein, die gefährlich werden kann, wenn die Franzoſen ſie zu benutzen verſtehen.

Ach, was Trennung, brummte Blücher. Wir werden Alle einer hinter dem Andern ſo raſch als möglich rüber gehen über die Seine. Der Thielmann mit ſeinem Heer geht zuerſt herüber. Dann folgt Zieten mit ſeinen Truppen, und während der Zeit hat ſich der Bülow geſputet und iſt auch heranmarſchirt, geht dann auch raſch über die Brücke, und dann ſind wir Alle beiſammen, und dann geht's nach Paris. Hurrah! Auf Paris! Die Franzoſen ſollen uns kennen lernen! Das Parlez-vous hat aufgehört und von jetzt an wird deutſch mit den Franzoſen geſprochen! Gneiſenau, ſchicken Sie meinen deutſchen Brief ab, und dieſe Nacht geht's über die Seine. Ich muß nach Paris, ich bin ein prächtiger Sprachmeiſter und die Franzoſen ſollen deutſch von mir lernen!

II.

In Malmaiſon.

Das Opfer war vollbracht! Zum zweiten Mal hatte Napoleon ſeine Krone niedergelegt, zum zweiten Male war er von dem Thron hernieder geſtiegen und er fühlte jetzt, daß er dies Mal für immer mit ſeiner Vergangenheit abgeſchloſſen habe, daß keine Rückkehr mehr möglich ſei. Es war zu Ende mit den Tagen des Glanzes und des Ruhmes, zu Ende mit ſeiner Kaiſerherrlichkeit!

Seine ganze Vergangenheit, ſeine Krone, ſeine Macht, Alles das war in Paris zurückgeblieben, und nur als armer General war Bonaparte heimgekehrt nach Malmaiſon, nach dieſem Schloß, in welchem er als Conſul an der Seite ſeiner Joſephine ſo ſchöne und glückliche Tage verlebt hatte, nach dieſem Schloß, in welchem ſeine von ihm verlaſſene Gemahlin geſtor-

ben war vor Gram, aber mit dem letzten Hauch ihrer erbleichenden Lippen ihn gesegnet hatte.

Daran dachte er eben, als er einsam und allein in seinem Cabinet vor dem lebensgroßen Bilde Josephinens stand, das mit mildem Lächeln, mit sanften Engelsblicken zu ihm niederschaute. Zu ihr emporblickend erinnerte er sich ihrer Liebe, ihrer Güte und der vielen Thränen, die sie um ihn geweint.

Josephine, sagte er leise, Du bist gerächt. Alle Deine Prophezeihungen sind eingetroffen. Als ich Dich verließ, erbleichte mein Stern, verließ ich meinen guten Engel und gab den Dämonen Gewalt über mich. Sie haben mich zu Grunde gerichtet, vom Thron hernieder geschleudert und zerschmettert, und so kehre ich zurück, gelähmt an allen Gliedern, ein armer verlassener Mann. Bist Du nun zufrieden, Josephine? Wirst Du dem Heimkehrenden jetzt vergeben?

Er starrte zu dem Bilde empor, so lange, so unverwandt, bis seine Augen sich umdüsterten, bis sie sich wie mit einem feuchten Schleier umhüllten, und durch diesen Schleier hindurch glaubte er zu sehen, wie Josephine ihm zunickte, wie sie ihn grüßte mit einem seligen Lächeln.

Mit einer hastigen Bewegung ließ Napoleon seine

Hand über ſeine Augen dahin fahren und trat von dem Bilde zurück.

Ich erſticke in dieſer Einſamkeit und Stille, die mich hier umgiebt, ſagte er verzweiflungsvoll. Es iſt mir, als ob die Mauern dieſes Schloſſes über mir zuſammenfallen ſollten. Oh, thäten ſie es doch, zerſchmetterten ſie mich doch! Es wäre beſſer, als hier ſo unthätig, ſo dumpf ſeine Tage dahinſchleichen zu ſehen! Ah, aber was iſt das? Da höre ich endlich ein Geräuſch, ein Zeichen des Lebens!

Und eiligen Schrittes näherte er ſich der Thür und horchte. — Wirklich, da draußen im Vorſaal wurden jetzt laute, ſtreitende Stimmen hörbar. Man ſprach heftig, zürnend im verworrenen Geräuſch durcheinander.

Deutlich erkannte der Kaiſer jetzt die Stimme des Generals Gourgaud, deutlich hörte er ihn ſagen: niemals, ſo lange ich lebe, ſoll irgend eine frevelnde Hand den Kaiſer berühren dürfen. Mit meinem letzten Blutstropfen werde ich ihn vertheidigen, das ſchwöre ich!

Das ſchwöre auch ich! rief General Bertrand.

Wer die Schwelle dieſer Thür überſchreiten will, der muß erſt mich tödten, rief Savary.

Der Kaiſer ſtand noch immer an der Thür und

horchte, und diese Liebesbetheuerungen seiner Getreuen riefen ein sanftes Lächeln auf seine Lippen.

Ah, murmelte er leise, ich habe wenigstens noch einige Freunde, welche mich nicht verlassen werden.

Jetzt hörte er da draußen eine ihm fremde Stimme, welche betheuerte, daß man gar nichts Böses gegen den Kaiser unternehmen wolle. Dann wieder vernahm er die Stimme der Königin Hortense, welche mit dem Ausdruck des Entsetzens fragte: was geschehen solle, was diese bloßen Schwerter, diese zornigen Angesichter im Vorsaal des Kaisers zu bedeuten hätten?

Man will den Kaiser verhaften, hörte er Gourgaud mit vor Wuth zitternder Stimme sagen.

Ah, man will mich verhaften, rief der Kaiser, und mit einem raschen Stoß öffnete er die Thür, und erschien mit seinem ernsten bleichen Antlitz auf der Schwelle.

Der Kaiser! riefen Savary, Gourgaud und Bertrand, und mit entblößten Schwertern stürzten sie zu ihm hin, und stellten sich zu beiden Seiten der Thür auf.

Der Kaiser! sagte Hortense, und zu ihm hineilend nahm sie seine Hand und drückte sie an ihre Lippen.

Napoleons ernster, klarer Blick aber war auf den General hingerichtet, der da drüben bleich und zitternd

an der Thür ſtand, nicht wagend, die Augen zu dem Kaiſer zu erheben, oder ſich ihm zu nähern.

General Graf Becker, nicht wahr, ſo heißen Sie? fragte der Kaiſer nach einer Pauſe.

Ja, Sire, ſagte der Angeredete, Ew. Majeſtät haben die Gnade, Sich meiner zu erinnern.

Und Sie ſind hierhergekommen, um mich zu verhaften?

Nein, Majeſtät, niemals würde ich einen ſo entehrenden und unwürdigen Auftrag angenommen haben. Dieſe Herren hier wollten mich nicht anhören; es war ein Mißverſtändniß, das ich vergeblich aufzuklären verſuchte. Der Zweck meiner Sendung iſt nicht, Ew. Majeſtät zu verhaften, ſondern über die Sicherheit Ihrer erhabenen Perſon zu wachen, die unter den Schutz der Ehre der Nation geſtellt iſt.

Und wer hat Ihnen dieſen Auftrag ertheilt, General?

Die proviſoriſche Regierung, Sire. Hier iſt das Dekret, welches mich zum Commandanten der Garde Ew. Majeſtät ernennt, und mir befiehlt, mich nach Malmaiſon zu verfügen.

Er reichte dem Kaiſer ein mit großen Siegeln verſehenes Papier dar, das dieſer mit raſchen Blicken überlas.

Ja, mein Herr, ich ſehe, daß Sie die Wahrheit ſagen. Die fünf Kaiſer von Paris haben Sie hieher geſandt, rief Napoleon, Sie ſollen, wie hier geſchrieben ſteht, für die Sicherheit der Perſon Napoleons Sorge tragen, und die Uebelwollenden verhindern, daß ſie ſich ſeines Namens bedienen, um Unruhen zu veranlaſſen.*)

Oh, rief Hortenſe mit hervorſtürzenden Thränen, dahin alſo iſt es gekommen, daß der Kaiſer in Malmaiſon Gefangener der Franzoſen iſt.

Ruhig, Hortenſe, weinen Sie nicht, ſagte Napoleon. Sie ſehen wohl, wie peinlich dem armen General die Charge iſt, die man ihm übertragen. Machen wir ihm dieſelbe nicht ſchwerer. General, ich heiße Sie willkommen, und ich fordere von den anweſenden Herren, daß ſie die Miſſion und die Perſon des Generals Becker ehren.

Sire, rief der General mit Thränen in den Augen, Ihre Güte zerſchmettert mich. Könnten Sie in meinem Herzen leſen, Sie würden ſehen, daß darin nur Ehrerbietung und Bewunderung für die erhabene Perſon Ew. Majeſtät lebt. Ich nahm die ſchwierige Sendung an, welche die proviſoriſche Regierung mir im Namen

*) Fleury. IV. 65.

der Nation übertrug, ich nahm sie an, damit sie nicht einer weniger ergebenen und ehrerbietigen Person übertragen werde.

Und was hat Ihnen die provisorische Regierung weiter für Befehle ertheilt? Hat sie Ihnen keine Aufträge für mich gegeben?

Sire, die provisorische Regierung läßt Ew. Majestät beschwören, so rasch als möglich Frankreich zu verlassen, Alles zu Ihrer Abreise bereit zu halten, damit, sobald die provisorische Regierung Ew. Majestät die nöthigen Pässe und Sicherheits-Papiere sendet, Ew. Majestät sofort nach Rochefort abreisen, wo schon zwei Schiffe bereit liegen, um Ew. Majestät dahin zu führen, wohin Sie gehen wollen.

Es ist gut, wir werden abreisen, sobald die Zeit gekommen ist! sagte Napoleon, leise das Haupt neigend. Dann trat er in sein Cabinet zurück, aber bevor er die Thür schloß, wandte er sein Antlitz noch einmal zurück und winkte Maret, ihm zu folgen.

Der Herzog von Bassano eilte herbei, und trat mit dem Kaiser in sein Cabinet ein.

Maret, sagte Napoleon schwer aufseufzend, ich ersticke, ich muß fort. Ich will zurückkehren nach Paris.

Sire, nach Paris, wo Ihre Feinde ſind, rief Maret entſetzt.

Nach Paris, wo meine Soldaten ſind, ſagte Napoleon mit blitzenden Augen. Ich habe abgedankt, um das Vaterland zu retten, und zu Gunſten meines Sohnes. Aber jetzt ſehe ich, daß das Vaterland verloren iſt, wenn ich ihm nicht zu Hülfe komme, daß mein Sohn nicht zu ſeinem Thron gelangt, wenn ich ihn nicht auf demſelben einſetze. Maret, ich weiß, daß der Feind auf Paris marſchirt, und ſtatt ihm mit einer Armee, die aus den Trümmern meines Heers, aus der Nationalgarde, den Föderirten und Rekruten zuſammengeſetzt werden muß, entgegen zu ziehen, unterhandeln dieſe Menſchen, demüthigen ſich, und entehren Frankreich. Ich will nach Paris. Wenn mein Thron wirklich verloren iſt, ſo will ich ihn lieber auf dem Schlachtfelde verlieren, als hier. Ich kann für Euch Alle, für meinen Sohn und für mich nichts Beſſeres thun, als daß ich mich meinen Soldaten in die Arme werfe. Meine Erſcheinung wird die Armee electriſiren, ſie wird die Fremden niederſchmettern. Sie werden erkennen, daß ich nur auf das Terrain zurückgekehrt bin, um ſie entweder unter meine Füße zu treten, oder zu ſterben; ſie werden, um nur von mir befreit zu werden, Euch

Alles bewilligen, was Ihr nur fordern mögt. Wenn Ihr ſtatt deſſen mich hier in Malmaiſon müßig an meinem Degen kauen laßt, werden ſie Euch verſpotten, und Euch zwingen, Ludwig den Achtzehnten ehrerbietigſt, mit dem Hut in der Hand zu empfangen! Wir müſſen endlich ein Ende machen. Wenn Eure fünf Kaiſer mich nicht wollen, ſo will mich doch die Armee. Ich habe nur nöthig, mich zu zeigen, und Paris und die Armee werden mich zum zweiten Mal als ihren Befreier willkommen heißen!*)

Ach, Sire, ſeufzte der Herzog von Baſſano, die Armee würde Sie willkommen heißen, aber ſie iſt jetzt der kleinſte und der ſchwächſte Theil der Nation, und ſie würde ſelbſt unter Ihrer Anführung nicht alle die feindlichen Armeen bezwingen können, welche von allen Seiten heranziehen, wenn die Nation ſich nicht für Ew. Majeſtät erhebt, und die Armee unterſtützt. Das Volk aber hat ſeine Vertreter, und ſeine Sprecher in den Kammern, und dieſe Kammern würden ſich, ſobald Sie nach Paris kämen, gegen Ew. Majeſtät erklären, vielleicht würden ſie es ſogar wagen, Sie außerhalb des Geſetzes zu erklären. Außerdem aber, Sire, wenn nun das Glück Sie nicht begünſtigte, wenn Sie mit

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury. IV. 75.

Ihrer Armee der Uebermacht erlägen, was sollte aus Frankreich werden? Was würde das Loos Eurer Majestät sein? Der Feind würde sich berechtigt halten, seinen Sieg auszubeuten, und Ew. Majestät würden sich vielleicht vorwerfen müssen, den Untergang Frankreichs verschuldet zu haben.

Es ist wahr, seufzte der Kaiser, ich sehe es wohl, man muß immer nachgeben.

Er senkte sein Haupt tiefer auf seine Brust und stand düster sinnend da.

Sie haben Recht, sagte er dann rasch sein Haupt wieder emporhebend, ich kann nicht die Verantwortlichkeit für ein so gewagtes Unternehmen auf mich laden. Ich muß warten bis die Stimme des Volkes, der Soldaten, der Kammern mich ruft. Aber warum verlangt Paris nicht nach mir? Man will es also nicht sehen, daß die Alliirten Euch meine Abdankung gar nicht anrechnen? Daß sie in ihrer Feindschaft gegen Frankreich fortfahren, obwohl sie erklärt hatten, nur Mir allein den Krieg machen zu wollen? Wenn die Pariser, wenn meine Soldaten das endlich erkennen, so werden sie mich rufen, und gebe Gott, daß es dann noch nicht zu spät ist, daß es dann noch in meiner Macht steht, Frankreich zu retten, und —

Die Thür des Vorsaals ward geöffnet, und General Gourgaud erschien auf der Schwelle.

Sire, sagte er, ein Courier aus Paris, der Ew. Majestät dringend zu sprechen wünscht, und den der Marine-Minister an Ew. Majestät abgesandt hat.

Ah, Maret, rief Napoleon mit freudestrahlenden Augen, sehen Sie wohl, meine Hoffnungen erfüllen sich schon, und die Botschaft, die ich erwartete, ist vielleicht schon hier! Lassen Sie den Courier eintreten, Gourgaud.

Einige Minuten später trat ein Marine-Officier in das Cabinet, in welchem Napoleon und Maret ihn erwarteten.

Sire, sagte er, mich sendet der Marine-Minister Graf Decrès. Er läßt, im Namen der provisorischen Regierung Eurer Majestät melden, daß der Feind bereits bis Compiègne vorgedrungen ist, daß die erste Heeresabtheilung Blücher's die Seine überschritten hat, —

Und Wellington, rief Napoleon ungestüm, Wellington steht noch jenseits der Seine?

Ja, Sire, bis jetzt steht er noch jenseits. Aber er wird ohne Zweifel sofort mit seiner Armee nachrücken, und auf Paris marschiren. Die provisorische Regierung zittert daher für die Sicherheit Eurer Majestät.

Sie dispenſirt Eure Majeſtät deshalb davon, die Paß- und Sicherheits-Papiere zu erwarten, und wünſcht, daß Ew. Majeſtät ſo ſchnell als möglich incognito abreiſen möchten.

Das iſt Alles, was Sie mir zu ſagen haben? fragte Napoleon düſter.

Ja, Sire, es iſt Alles, nur ſoll ich von dem Herrn Marine-Miniſter noch hinzufügen, daß er Ew. Majeſtät beſchwört Ihre Abreiſe nicht länger zu verzögern, damit nicht die Engländer Zeit gewinnen, den franzöſiſchen Hafen zu blokiren, bevor Ew. Majeſtät ihn mit den bereit liegenden Schiffen verlaſſen haben.

Napoleon ſeufzte tief auf und wandte ſich ab, um ſein zuckendes Antlitz nicht ſehen zu laſſen. Es iſt gut, ſagte er, ich werde abreiſen. Gehen Sie, ſagen Sie das dem Marine-Miniſter.

Er winkte heftig mit der Hand nach der Thür hin, und ſank dann, als der Bote hinausgegangen war, mit einem dumpfen Schmerzenslaut auf den Lehnſtuhl nieder.

Es iſt zu Ende, murmelte er, ich will mich nicht mehr ſträuben, ich will abreiſen! Ich —

Plötzlich zuckte der Kaiſer zuſammen, ſein bleiches Antlitz röthete ſich, ſein blitzendes Auge wandte ſich mit forſchendem Ausdruck dem Fenſter zu.

Er hatte da einen Ton gehört, der alle Fibern seines Herzens leben machte, er hatte den Donner einer Kanone gehört.

Und jetzt wieder und noch einmal rollte der Donner daher.

Sie kämpfen, schrie Napoleon, der Feind ist da, meine Armee schlägt sich, — und ich, oh, ich! — Er schlug seine Fäuste gegen seine Brust, daß sie dröhnend wiederhallte, er stieß Worte der Verwünschung, des Zorns, des Schmerzes aus, er achtete es nicht, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, daß sie über seine bleichen Wangen nieder rollten. Er hörte nur den fernen Donner der Kanonen, und wie ein Schlachtroß bäumte sich sein Herz in seiner Brust auf, und Alles in ihm schrie und jauchzte: hinaus! hinaus! Die Schlacht hat begonnen, der Feind ist da! Hinaus zur Schlacht!

Und er war ein Gefangener, er war nicht mehr der Feldherr, der Kaiser! Er konnte seine Armee nicht mehr zum Ruhm, zum Sieg führen. Er war ein Gefangener! Er konnte das Vaterland nicht mehr retten!

Aber ich will es retten, ich muß es retten, rief er auf einmal mit entschlossenem Ton. Das Vaterland ist in Gefahr, es ruft mich mit diesen Kanonen, ich muß es retten. Maret, gehen Sie, rufen Sie mir

den General Becker hierher. In einer Viertelſtunde erwarte ich ihn hier! Ertheilen Sie Befehl, daß ſogleich ein Caleſchwagen angeſpannt werde und vorfahre.

Als nach einer Viertelſtunde der General in das Cabinet des Kaiſers eintrat, ſtand dieſer vor dem Tiſch, auf welchem ſeine Landcharten ausgebreitet lagen. Neben der Karte lag ein offener Brief. Napoleons Angeſicht war jetzt wieder ruhig, ernſt, kein Zug deſſelben verrieth die Stürme, welche eben erſt über daſſelbe hingezogen waren. —

General, ſagte Napoleon, kommen Sie hierher. Sehen Sie die Nadeln auf dieſer Karte an. Sehen Sie, hier bei Compiègne und Senlis hier ſteht der Feind. Er hat einen großen Fehler begangen, er hat ſeine Kräfte getheilt. Hier dieſſeits der Seine ſteht Blücher mit einem Theil ſeiner Armee, und drüben jenſeits der Seine ſteht ſein anderer Heertheil, ſteht Wellington mit ſeiner Armee. Jetzt iſt der Moment gekommen, um Blücher anzugreifen. Aber keine Stunde darf verloren werden. Man muß vor allen Dingen die Brücke bei Saint Germain ſofort abbrechen, um den weiteren Uebergang der feindlichen Armeen zu hindern, dann iſt Blücher mit ſeinem ſchon auf dem linken Seine-Ufer ſtehenden Armee-Corps abgeſchnitten, man muß

ihn zur Schlacht zwingen und man wird ihn vernichten. Läßt man ihn hingegen ungehindert vorschreiten, so wird er morgen vor Paris stehen. Ich begreife die Verblendung des Gouvernements nicht. Man muß entweder ein Narr oder ein Vaterlandsverräther sein, um noch an dem Uebelwollen und der Treulosigkeit der Alliirten zweifeln zu können. Diese Leute in Paris verstehen nichts von den Geschäften, nichts vor allen Dingen vom Kriege.

Es ist wahr, seufzte General Becker, die Gefahr ist groß.

Sie sehen es ein? rief Napoleon lebhaft, Sie sehen, daß Alles verloren ist, wenn nicht sofort energisch eingeschritten wird? Sie begreifen, daß ich Frankreich zu Hülfe kommen muß? Oh, erschrecken Sie nicht, ich verlange nicht mehr Kaiser zu sein, ich will Frankreich dienen als General, als Soldat. Ich will noch einmal die Armee commandiren, ich will das von der provisorischen Regierung fordern. General, ich will Sie mit dieser Botschaft an die Regierung senden!

Mich, Ew. Majestät? fragte General Becker, entsetzt einen Schritt zurücktretend. Aber Ew. Majestät wissen, daß ich Befehl habe, in Malmaison, in der Nähe Ew. Majestät zu bleiben, bis zu Ew. Majestät Abreise.

Ich aber, rief Napoleon gebieterisch, ich befehle Ihnen, die Botschaft zu erfüllen, die ich Ihnen übertragen will. General, Sie dürfen nicht zaudern, denn es handelt sich um das Wohl des Vaterlandes! Wollen Sie Sich demselben feindlich widersetzen?

Nein, Sire, sagte der General ehrfurchtsvoll, Ew. Majestät rufen mich im Namen des Vaterlandes, Sie rufen mich mit einer Stimme, welche die Armee, der ich angehöre, oft zu Kampf und Sieg geführt. Ich gehorche Eurer Majestät! Was auch für mich die Folgen davon sein mögen, ich gehorche.

Napoleons Augen blitzten höher auf und ein Schimmer von Genugthuung erhellte seine Züge.

Sie werden auf der Stelle nach Paris gehen, sagte er, ein Wagen steht schon für Sie bereit. Sie werden der provisorischen Regierung einen Brief von mir übergeben. Sie werden es ihr begreiflich machen, daß es nicht meine Absicht ist, die Macht wieder an mich zu reißen; daß ich nur den Feind schlagen, vernichten, ihn durch einen Sieg zwingen will, den Verhandlungen eine günstigere Wendung zu geben; daß, wenn ich diesen großen Zweck erreicht habe, ich sofort abreisen und Frankreich verlassen werde.*) Gehen Sie, General,

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury. IV. 70.

ich zähle auf Sie. Hier iſt der Brief! Leſen Sie ihn, damit Sie ſeinen Inhalt kennen und wiſſen, daß er mit dem übereinſtimmt, was ich Ihnen mündlich aufgetragen. Leſen Sie laut, ich will hören, ob man meine Handſchrift entziffern kann.

General Becker nahm den dargereichten Brief und las: „An die Commiſſion des Gouvernements.

„Indem ich abdankte, habe ich nicht verzichtet auf das edelſte Recht des Bürgers, das Recht, mein Vaterland zu vertheidigen.“

„Die Annäherung der Feinde an die Hauptſtadt läßt keinen Zweifel mehr an ihrer Abſicht, ihrer Treuloſigkeit.“

„Unter dieſen ernſten Umſtänden biete ich dem Vaterlande meine Dienſte an als General, indem ich mich noch immer als den erſten Soldaten des Vaterlandes betrachte.“ *)

Jetzt eilen Sie, General, ſagte Napoleon, erinnern Sie ſich, daß ich Sie mit Ungeduld erwarte, und daß das Vaterland meiner bedarf! —

General Becker nahm den Brief, den Napoleon ſelber zuvor adreſſirt und geſiegelt hatte, und eilte von

*) Fleury VI. S. 70.

bannen. Wenige Minuten ſpäter verkündete das Fortrollen eines Wagens von dem Schloßhof dem Kaiſer, daß der General ſeine Miſſion angetreten habe.

Das Angeſicht des Kaiſers erhellte ſich, er athmete hoch auf, und ein ſeltener, freudiger Ausdruck ſprach aus ſeinen Zügen.

Er rief ſeine Generäle herbei, und befahl ihnen, ſich ſelber zur Abreiſe bereit zu halten, ihre Uniformen anzulegen, für ſich ſelber, und für ihn alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Er befahl, ſeine Schlachtroſſe ſatteln zu laſſen und ſeine Feldequipage bereit zu halten, und zog ſich dann in ſein Landcharten zimmer zurück, das er hinter ſich verſchloß.

Der Kaiſer will ſich zur Armee begeben, flüſterten die Herzoge und Generäle untereinander. Er will die Abweſenheit des Generals Becker benutzen, um ſeine Freiheit wieder zu gewinnen. Seine Pferde ſind ſchon geſattelt, und wenn General Becker zurückkommt, wird der Kaiſer mit uns ſchon lange zuvor Malmaiſon verlaſſen haben.

Sie trafen eiligſt die nöthigen Vorbereitungen, und begaben ſich dann in den Vorſaal, den Ruf des Kaiſers erwartend, um mit ihm zu Pferde zu ſteigen.

Aber der Kaiſer rief nicht; drei Stunden waren

schon vergangen, und noch immer verweilte Napoleon in seinem Cabinet, und noch immer harrten die Generäle vergeblich seines Rufes.

Jetzt vernahm man das Rollen eines Wagens, er hielt vor dem Schloß an, — jetzt öffnete sich die Thür des Vorsaals und General Becker trat herein.

Die Gesichter aller Generäle erblaßten, und Seufzer hoben ihre Brust. Jetzt war es zu spät. Napoleon konnte nicht mehr entfliehen!

Aber der Kaiser hatte auch nicht entfliehen wollen! Nicht einen Moment war ihm der Gedanke gekommen, das Vertrauen des Generals Becker zu täuschen, und in seiner Abwesenheit, ohne Zustimmung des Gouvernements, Malmaison zu verlassen, und zur Armee abzugehen.

Er saß in seinem Cabinet auf dem Fauteuil vor dem Landchartentisch, als General Becker zu ihm eintrat.

Ein flammender Blick Napoleons traf das blasse, verlegene Antlitz des Generals, und sagte ihm, daß seine Sendung vergeblich gewesen.

Mit einem tiefen Seufzer nahm er das Antwortsschreiben der Commission, das Becker ihm schweigend darreichte. Aber Napoleons Angesicht war jetzt wieder ganz ruhig und undurchdringlich, langsam, ohne irgend

einen Schein von Aufregung und Ungeduld, erbrach er das Siegel, ſchlug den Brief auseinander und las.

Dann wandte er mit einer ſtolzen Bewegung voll Ruhe und Würde ſein Haupt nach dem General hin.

Sie haben meinen Vorſchlag zurückgewieſen, ſagte er. Ich war leider überzeugt davon, dieſe Leute haben keine Energie. Nun, da es ſo iſt, General, reiſen wir ab! Ordnen Sie Alles an! Morgen früh reiſe ich! Sagen Sie es da draußen! Morgen früh reiſe ich!

Nun hob er den Blick langſam zum Himmel empor. Alles iſt zu Ende, rief er ſchmerzvoll, Frankreich iſt verloren! Ich kann es nicht mehr erretten! Ich reiſe ab!

III.

Der Abſchied.

Der Morgen des neun und zwanzigſten Juni, der Tag des Abſchieds war herangekommen. Heute wollte Napoleon abreiſen, wollte er Malmaiſon verlaſſen, um nach Rochefort zu gehen, in deſſen Hafen zwei von der proviſoriſchen Regierung ihm zur Verfügung geſtellte Schiffe ihn erwarteten.

Heute wollte Napoleon für immer Malmaiſon verlaſſen, die Erinnerungsſtätte ſeines Glückes, ſeiner Jugend, ſeiner Liebe. — Alle Vorbereitungen waren beendet, am Abend des geſtrigen Tages ſchon hatte der Kaiſer die letzten Abſchiedsbeſuche angenommen, heute ſollte kein Fremder mehr vorgelaſſen werden, heute wollte der Kaiſer nur noch ſeiner Familie, ſeinen nächſten Freunden ein letztes Lebewohl ſagen.

Drunten im Hof ſtanden ſchon die Equipagen bereit, weinende Diener umgaben ſie, weinend gingen alle Bewohner des Schloſſes von Malmaiſon umher, jedes Herz fühlte ſich bedrückt und trauervoll, jeder empfand die melancholiſche Größe dieſer Stunde, in welcher der Kaiſer Abſchied nahm von ſeiner Vergangenheit, ſeinem Thron und ſeinem Vaterland.

Napoleon allein war ruhig, unbewegt. Keine Klage kam jetzt mehr über ſeine Lippen, keine Thräne feuchtete mehr ſein Auge. Er hatte ſein Geſchick angenommen, und er trug es wie ein Held, mit erhobenem Haupt, mit wolkenloſer Stirn, mit flammendem Blick.

Er befand ſich in ſeinem Cabinet. Dort wollte er die letzten Grüße ſeiner Verwandten entgegennehmen, dort war jetzt die Königin Hortenſe bei ihm mit ihren beiden Söhnen.

Sie wollen mir alſo nicht erlauben, mit Ihnen zu gehen? flüſterte Hortenſe unter Thränen. Sie wollen mir, Ihrer Tochter, der Tochter Joſephinen's nicht das heilige Recht geben, Ihre Verbannung mit Ihnen zu theilen, und an Ihrer Seite zu bleiben in den Tagen des Unglücks?

Nein, Hortenſe, ſagte Napoleon ernſt, Sie haben Söhne, Sie müſſen Ihren Söhnen leben!

Sire, meine Söhne würden mit mir gehen. Unter Ihren Augen würden Sie leben, die Nähe Ihres erhabenen Ruhms, Ihres erhabenen Unglücks würde sie befeuern zu großen Thaten, zu großen Gedanken, würde sie zu Männern, zu Helden erziehen.

Es darf nicht sein, Hortense, rief der Kaiser, Sie müssen hier bleiben. Nur Eine Frau hat das Recht und die Pflicht mir zu folgen, — aber diese Eine habe ich seit einem Jahr vergeblich erwartet! — Ich zürne ihr nicht, ich vergebe ihr. Aber die Stelle, die sie an meiner Seite leer gelassen, darf von keiner andern Frau, selbst von Ihnen nicht, ausgefüllt werden. Bleiben Sie, Hortense, bleiben Sie! Und jetzt hören Sie mein letztes Wort, — das letzte Codicill meines Testaments! Suchen Sie Sich meinem Sohn zu nähern. Man wird es Ihnen jetzt noch verweigern, und es mögen Jahre vergehen, ehe man die Furcht vor mir so weit überwunden haben wird, daß man den Mitgliedern meiner Familie die Freiheit gestattet, zu gehen, wohin sie wollen. Aber ein Tag wird doch kommen, wo sie ihre Furcht überwunden haben, wo der Schatten Napoleons ihren Weg nicht mehr verdunkelt. Sobald dieser Tag gekommen ist, Hortense, gedenken Sie dieser Stunde, eilen Sie zu meinem Sohn,

nehmen Sie ihn in Ihre Arme, und drücken Sie einen Kuß auf seine Lippen. Sagen Sie ihm, dieser Kuß komme ihm von seinem Vater! Er habe Ihnen aufgetragen, ihm diesen Kuß zu bringen, es sei das letzte Vermächtniß des sterbenden Kaisers gewesen, und Sie habe er zu seinem Testaments-Vollstrecker erkoren. Sagen Sie meinem Sohn, ich sendete ihm durch Sie meinen Segen und den Gruß meiner Liebe. Sagen Sie ihm, er solle eingedenk bleiben seiner Geburt, seiner Rechte, seiner Pflichten, er solle sich in seinem Herzen mindestens immer Napoleon nennen, wenn er es auch dulden müsse, daß die Menschen ihm einen andern Namen gegeben. Sagen Sie ihm, daß meine Gedanken bei ihm sein werden, so lange ich lebe, und daß, wenn er ein Mann geworden, er sich erinnern soll, daß der Schatten seines Vaters über ihm schwebt, und ihn zu großen Thaten mahnt! Sagen Sie ihm, daß ich nur für ihn dem Thron entsagt habe, daß die Krone von Frankreich ihm gehört, daß er der rechtmäßige Kaiser von Frankreich ist. Dessen soll er eingedenk bleiben, darnach soll er handeln! — Und dann, Hortense, wenn Sie also gesprochen, dann legen Sie Ihre Hand auf sein Haupt und segnen Sie meinen Sohn im Namen seines Vaters. Als letzte Liebesgabe

bringen Sie ihm dies Medaillon. Es enthält nur eine Locke von meinem Haar, ich habe sie selbst in dieser Nacht von meinem Haupte geschnitten, und in die Kapsel gelegt! Er soll das Medaillon tragen zu meinem Gedächtniß. Wenn er aber einst wieder Kaiser von Frankreich geworden, dann soll er das Medaillon mit meinem Haar im Innern seiner Krone befestigen lassen, wie ein Nagel von dem Kreuz Christi in meiner Krone Italiens befestigt war. Es sei ihm auch ein Zeichen meines Leidens, meines Märtyrerthums und gemahne ihn an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. — Und nun, Hortense, habe ich nichts mehr zu sagen. Mein Codicill ist beendet.

Sire, sagte Hortense mit von Thränen erstickter Stimme, Sire, ich bitte Sie um einen letzten Liebesblick für meine Söhne. Der Segen eines großen Mannes ist ein unverlierbares Geschenk, ein Talisman gegen alle Stürme des Lebens. Sire, segnen Sie meine Söhne.

Sie faßte die beiden kleinen Knaben, welche sich leise weinend in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen hatten, bei der Hand und führte sie zu ihrem Oheim hin.

Knieet nieder, meine Kinder, sagte sie feierlich, knieet nieder, um den Segen des Kaisers zu empfangen.

Die Kinder sanken auf ihre Kniee nieder, ihre Hände faltend, ihre von Thränen bethaueten bleichen Gesichter zu dem Kaiser erhebend, der mit seinem stolzen feierlichen Cäsarengesicht ihnen wie ein heiliges überirdisches Wesen erscheinen mochte. Hinter ihnen stand ihre Mutter mit gefaltenen Händen, ihre von Ehrfurcht und Liebe strahlenden Blicke dem Kaiser zugewandt.

Ich sage Euch Lebewohl, meine Kinder, sagte Napoleon sich leise niederneigend und einen Moment seine Hände auf die blonden Häupter seiner beiden Neffen legend. Ihr tragt Beide meinen Namen, macht diesem Namen Ehre, verleugnet ihn niemals, tragt ihn tapfer und offen an Eurer Stirn, denn was Euch jetzt als ein Makel angerechnet wird, weil die Leidenschaften noch entflammt sind, wird Euch dereinst als eine Glorie und Verherrlichung von der Stirn leuchten. Ihr heißt Beide Napoleon; vergeßt das nicht, macht Eurem Oheim Ehre, und wenn das Schicksal es Euch gestatten will, so rächt ihn dereinst an den Fürsten, welche im Glück mir zu Füßen lagen und jetzt im Unglück mich behandeln wie einen Banditen. Aber niemals, niemals rächt Euch an Frankreich. Liebt Frankreich, dient Frankreich und lebt und sterbt in Treue Eurem Vaterland! Lebet wohl!

Er hob die beiden Knaben in seine Arme empor

und küßte sie innig. Dann ließ er sie langsam wieder auf den Boden niedergleiten und wandte sich ab, um die Thränen zu zerdrücken, die in seine Augen getreten waren.

Hortense führte die Kinder durch das Kabinet und öffnete ihnen die Thür zu dem Nebengemach. Erwartet mich hier, sagte sie, die Kinder in das andere Zimmer geleitend, ich werde gleich zu Euch kommen.*)

Nun trat sie wieder in das Cabinet ein, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich zudrückte und zu dem Kaiser hineilte, der auf einen Lehnstuhl niedergesunken war und das Haupt auf die Brust gesenkt, die Arme schlaff herniederhängend, unbeweglich da saß.

Sire, sagte Hortense leise, Sire, jetzt habe ich noch eine letzte Bitte. Jetzt erflehe ich mir von Ihnen einen letzten Beweis Ihrer Güte, Ihrer Zuneigung für mich. Sire, ich bitte Sie, von mir ein Andenken anzunehmen. Diese Binde, welche ich Sie bitte unter Ihrem Gewande auf dem Körper zu tragen.

Sie zog aus einem Kästchen eine breite schwarze Binde hervor und reichte sie, fast in die Knie sinkend, mit einem Blick angstvollen Flehens dem Kaiser dar.

*) Von diesen beiden Kindern Hortensens starb der älteste 1830, der zweite ist der jetzige Kaiser von Frankreich.

Napoleon nahm die Binde, und blickte ſie erſtaunt an. Sie iſt ſchwer, ſagte er, ſie enthält ein Geheimniß, wie es ſcheint. Was haben Sie darin verborgen?

Sire, ich habe meinen großen Brillantſchmuck auseinandergenommen, und ihn in dieſe Binde genäht. Oh, nicht dieſe abwehrende Bewegung, Sire, ſagen Sie nicht, daß Sie mir dieſe letzte Bitte verweigern wollen, daß Sie mir, die ich zugleich Ihre Tochter und Ihre Schwägerin bin, daß Sie mir dies Recht verweigern, Ihnen zu geben von meinem Ueberfluß. Sire, Sie wenden Sich einer ungewiſſen, bewegten Zukunft zu. Der Kaiſer von Frankreich ſteigt hernieder von ſeinem Thron mit einer Krone, die glänzender iſt, als alle Schätze der Welt, mit der Krone der Armuth!

Es iſt wahr, ſagte Napoleon leiſe vor ſich hin, ich habe nicht daran gedacht, mir Schätze zu ſammeln, ich habe nur an Frankreich gedacht, und arm, wie ich den Thron beſtiegen, verlaſſe ich ihn jetzt.

Aber in dieſer elenden und jammervollen Welt genügt es nicht an Ihrer Glorie der Armuth! Sie wird kommenden Geſchlechtern entgegenſtrahlen, und ſie werden ſich vor ihr beugen, aber die Mitwelt wird ſie nicht ſehen, und ſie wird nicht hinreichen, um Sie vor Noth und Mangel zu ſchützen. Sire, nehmen Sie meine

Brillanten für die Tage der Noth und Bedrängniß, um sie alsdann in Geld zu verwandeln, in Geld, für welches Sie Sich in Amerika Land, Bürgerrecht — eine Zukunft erkaufen.

Aber Sie selber, Hortense, Sie selber könnten eines Tages der Hülfe Ihrer Brillanten bedürfen.

Nein, Sire, was ich besitze, reicht hin, um meinen Söhnen und mir ein bescheidenes Leben zu sichern, und des Schmuckes bedarf ich nicht. Die Thränen, die ich um Sie weinen werde, das sollen die Perlen sein, mit denen ich mich schmücken will, so lange ich lebe. Sire, ich beschwöre Sie, nehmen Sie das kleine Zeichen meiner Dankbarkeit, meiner ehrerbietigen Liebe von mir an. Gönnen Sie mir das freudige Bewußtsein, Sie vor augenblicklicher Noth und elender Geldverlegenheit gesichert zu haben.

Nun wohl denn, Hortense, ich nehme Ihr Geschenk an, und wenn ich eines Tages als ein armer Pflanzer in Amerika mir für Ihre Brillanten Land erwerbe, um doch ein Fleckchen Erde zu haben, das Mein ist, so werde ich Ihrer gedenken, und Ihnen im Geist meine Grüße senden. Jetzt, Hortense, leben Sie wohl. Sie haben in Ihrem Leben viel geweint, möge das Glück Ihre Thränen trocknen, und Ihre Zukunft weniger

ſtürmiſch ſein, als Ihre Vergangenheit. Der Sturm ging von mir aus, ich gehe! Möge der Welt und Ihnen jetzt Ruhe und heiterer Himmel leuchten! Leben Sie wohl!

Er breitete ihr ſeine Arme aus, und Hortenſe warf ſich an ſeine Bruſt und küßte ehrfurchtsvoll ſeine Hände, die mit milder Zärtlichkeit ihre Wangen ſtreichelten.

Jetzt will ich fort, ſagte Napoleon dann raſch, indem er die ſchwarze Binde mit den Brillanten in ſeinen Buſen ſteckte. Die Stunde des Abſchieds iſt gekommen, ich will nicht länger zögern.

Er durchſchritt raſch das Gemach, und wollte ſich der Thür nähern, als dieſe geöffnet ward, und eine bleiche hohe Frauengeſtalt auf der Schwelle derſelben erſchien.

Sie hier, meine Mutter, murmelte Napoleon zurücktretend. Ich hoffte, Sie hätten Frankreich ſchon verlaſſen, um in Rom ein Aſyl zu ſuchen, wie ich Sie darum gebeten hatte.

Ich werde nach Rom gehen, um mit meinem Bruder zu weinen und zu beten, ſagte Madame Lätitia mit feierlicher Würde, indem ſie langſam vorwärts ſchritt, ihre großen Augen unverwandt auf den Sohn

gerichtet, als wolle ſie ſeine Geſtalt tief und mit unvergänglichen Zügen in ihre Augen, in ihr Herz einprägen.

Ich werde nach Rom gehen, wiederholte ſie, und über ihr edles, antikes Geſicht flog jetzt ein ſtolzer gebieteriſcher Ausdruck, als ſie fortfuhr: die Feinde meines Sohnes ſollen aber nicht ſagen können, daß ſeine Mutter geflohen iſt, daß ſie Frankreich verlaſſen hat, bevor der Kaiſer, ihr Sohn, ſein Land aufgegeben und verlaſſen hatte. Jetzt, da Du Frankreich verlaſſen willſt, jetzt gehe auch ich, mein Sohn. Du gehſt in die Weite, ich gehe nach Rom, um in St. Peter für Dich zu beten. Mein Sohn, wir werden uns auf Erden nicht wiederſehen. Aber ich werde doch immer bei Dir ſein.

Sie ſchritt dicht zu ihm hin, und ihre beiden Hände auf ſeine Schultern legend, ſchaute ſie mit feſtem, flammendem Blick in das Antlitz ihres Sohnes.

Der Kaiſer erwiederte dieſen Blick, kein Zug ſeines bleichen, ſtolzen Angeſichts zuckte, nur ſeine Augen, welche denen ſeiner Mutter begegneten, ſprachen zu ihr, und Lätitia verſtand die Sprache dieſer düſtern, flammenden Blicke. Unfern von ihnen ſtand Hortenſe, die Hände gefalten, das von Thränen überfluthete Angeſicht himmelwärts gewandt, die Lippen ſich bewegend in leiſem Gebet.

Immer noch ſtand Madame Lätitia da, die Hände auf die Schultern ihres Sohnes gelegt, ihn feſt anſchauend, aber ihre Augen waren jetzt düſter geworden, und zwei große Thränen rannen langſam über ihre Wangen nieder.

Lebe wohl, mein Sohn, ſagte ſie jetzt laut und feierlich.

Lebe wohl, meine Mutter! rief der Kaiſer, ebenſo laut, ebenſo feierlich.

Dann ließ Madame Lätitia ihre Hände von Napoleons Schultern niederſinken, als gäbe ſie ihn frei an die Zukunft, an das Schickſal.

Langſam hob ſie dann die Rechte gen Himmel. Dort oben, mein Sohn, ſagte ſie. Jetzt geht, laßt mich allein!

Napoleon ſchritt an ihr vorüber und ging nach der Thür hin, Hortenſe folgte ihm.

Lätitia, die beiden Hände an ihre wogende Bruſt gedrückt, die Augen weit geöffnet, das Haupt vorn übergeneigt, ſtarrte ihrem Sohn nach.

Jetzt öffnete er die Thür, jetzt trat er hinaus, Hortenſe hinter ihm, — Lätitias Mund öffnete ſich wie zu einem Schrei, aber er erſtarrte auf ihren Lippen, — ſie ſah nach ihrem Sohn, ſie ſah ihn vorwärts ſchrei-

ten, — nun ward die Thür hinter ihm geſchloſſen — nun ſah ſie ihn nicht mehr, und ohne Laut, ohne Klage, wie eine vom Sturmwind zerſchmetterte Statue des Schmerzes ſank Lätitia zur Erde nieder.*)

Der Kaiſer war in die Mitte des Nebenſaals vor-

*) Madame Lätitia lebte ſeit dieſer Zeit in Rom, wo ſie mit ihrem Bruder, dem Cardinal Feſch, ein ſtilles zurückgezogenes Leben führte. Aber dieſe Zurückgezogenheit ſicherte ſie nicht vor dem Argwohn und dem Mißtrauen der Regierungen, denen Napoleon auf immer ein Schreckniß war, obwohl er im ferneſten Exil lebte. Als im Jahr 1820 das ſüdliche Europa von den Verſchwörungen der Carbonari beunruhigt ward, und ſich auch in Frankreich Anzeichen einer bonapartiſtiſchen Verſchwörung kund gaben, ließ der König von Frankreich dem Papſt Gregor mittheilen, er habe aus genauen Quellen erfahren, daß Madame Lätitia an der Spitze einer bonapartiſtiſchen Verſchwörung ſtehe; ſie habe, wie man ihm, dem König, gemeldet, ihre Agenten in Corſika, um dort eine Erhebung zu Gunſten Napoleons anzufachen; man fügte hinzu, daß dies Complott ſich bis in das Innere Frankreichs verzweige, und daß Madame Lätitia auch dort Partiſanen für ihren Sohn anwerbe, daß die Regierung des Königs von der Wahrheit dieſer Angaben überzeugt ſei, und ſogar genau wiſſe, wie viele Millionen Madame Lätitia zu dieſen Zwecken verwendet. Der Papſt durfte dieſe von dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen Blacas angebrachte Beſchwerde nicht unbeachtet laſſen, und ſandte daher ſeinen Staatsſecretair zu Madame Lätitia, um ihr die Klagen Frankreichs vorzutragen und Rechenſchaft von ihr zu fordern. Madame Lätitia hörte alle Vorhaltungen des Cardinals und Staatsſecretairs mit gelaſſener Ruhe an; dann aber

geſchritten. Um ihn her ſtanden ſeine ihm treu gebliebenen Generäle, Diener und Freunde.

Sie ſtanden da, geſenkten Hauptes, weinend, leiſe ſchluchzend.

Napoleon ging zu Jedem von ihnen hin, er hatte für Jeden ein Wort der Liebe, des Troſtes, der Hoffnung. Jetzt näherte er ſich der Gruppe derjenigen ſeiner Getreuen, welche ihn auf ſeiner Reiſe begleiten, ſein düſteres und ungewiſſes Schickſal mit ihm theilen wollten, das waren Savary, der Herzog von Rovigo, die Generäle Bertrand, Lallemand und Gourgaud, die Grafen Montholon und Las Caſes.

---

erhob ſie ſich und mit ſtolzer Würde ſagte ſie: „Herr Cardinal, ich habe keine Millionen; aber ſagen Sie dem Papſt, und möge er meine Worte dem König Ludwig XVIII. wiederholen laſſen, ſagen Sie ihm, daß, wenn ich ſo glücklich wäre, die Millionen zu beſitzen, welche man mir ſo mildthätig zulegt, ich ſie nicht benutzen würde, um Unruhen in Corſika anzufachen, auch nicht um meinem Sohn in Frankreich Partiſanen zu werben, deren er dort hinlänglich beſitzt, ſondern daß ich meine Millionen benutzen würde, um eine Flotte auszurüſten, die eine ganz andere Miſſion haben würde, die Miſſion, den Kaiſer von der Inſel Helena zu befreien, wo die unwürdigſte Geſetzloſigkeit ihn gefangen hält.“ Dann grüßte ſie den Cardinal mit einem ſtolzen Kopfneigen und zog ſich in das Innere ihrer Gemächer zurück. Cochelet. Mémoires IV. S. 183.

Ach, meine Freunde, rief Napoleon mit heitern, ſtrahlenden Blicken. Ich preiſe mich glücklich, denn ich bin reich, ich habe treue Freunde. Um Euretwillen vergebe ich Denen, die mich verlaſſen und verrathen haben. Viele ſind gegangen, aber Viele ſind mir treu geblieben!

Er wandte den Blick den andern Getreuen zu, die in Thränen zerfließend umherſtanden, und die nur, von den Umſtänden, den Verhältniſſen gezwungen, zurückbleiben mußten, ihm nicht folgen konnten.

Nehmt auch Ihr meinen Dank, Ihr, meine Getreuen, ſagte er. Ich beklage tief die Leiden und Zurückſetzungen, welche Eure Anhänglichkeit an meine Perſon Euch bereiten wird. Man wird Euch Eure Treue als eine Schuld anrechnen, aber die Zukunft und die Geſchichte werden gerechter gegen Euch ſein. Hofft auf dieſe Zukunft, ſetzt den Verfolgungen Eurer Feinde die Stärke Eurer Seele und die Reinheit Eures Gewiſſens entgegen. Seid ſtark in Eintracht, in Muth und in Reſignation. Liebt Frankreich, und Denen, die es hören wollen, ſagt es, daß der ſcheidende Kaiſer Frankreich ſeinen Segen und ſeine Liebe zurückläßt!

Die Thür des äußern Vorſaals öffnete ſich jetzt und General Becker trat ein.

Sire, ſagte er mit leiſer, zitternder Stimme, Sire, Alles iſt bereit, wenn es Ew. Majeſtät gefällig iſt!

Napoleon neigte leiſe bejahend das Haupt, ein lautes Aechzen und Klagen, Weinen und Schluchzen rauſchte durch den Saal, aller Angeſichter waren dem Kaiſer zugewandt, Aller Augen waren überſtrömt von Thränen.

Napoleon wandte ſich um, drückte Hortenſe, die weinend hinter ihm ſtand, noch einmal in ſeine Arme und reichte dann den Freunden ſeine beiden Hände dar.

Sie ſtürzten zu ihm hin, ſie ſanken vor ihm auf die Kniee und bedeckten ſeine Hände mit ihren Thränen, ihren Küſſen, und weinten und ſchluchzten laut.

Der Kaiſer weinte nicht, ſein bleiches Antlitz hatte einen wunderbaren, feierlichen Ausdruck angenommen, ſeine Augen glänzten wie an den Tagen ſeiner großen Schlachten.

Lebt wohl, lebt wohl! rief er mit der lauten, tönenden Stimme, mit welcher er ſonſt ſeine Soldaten zur Schlacht, zum Sieg gerufen. Lebt wohl!

Seine Stimme hallte noch in dem Saal wieder, als er ihn haſtigen Schrittes ſchon verlaſſen hatte.

Hortenſe eilte zum Fenſter hin und lehnte ſich hinaus, um ihn noch einmal, ein letztes Mal noch zu ſehen.

Jetzt trat der Kaiſer aus dem Portal, jetzt ſah ſie

noch einmal ſein bleiches, ehernes Angeſicht, ſah, wie er einen langen, langen Blick über die Bäume, die Alleen des Gartens dahin ſchweifen ließ, wie er, ſchon den Fuß auf den Tritt des Wagens geſetzt, noch einmal ſich umwandte und hinſchauete nach dem Garten, als könne ſein Auge nicht müde werden, dieſen Schauplatz ſeines einſtigen Glückes, ſeiner einſtigen Größe zu betrachten.

Jetzt ſah ſie ihn raſch den einfachen Caleſchwagen beſteigen, gefolgt von Becker und Savary, ſah in die für den Kaiſer beſtimmte, glänzende Equipage die Generale Gourgaud und Bertrand einſteigen, ſah das übrige Gefolge und die Dienerſchaft in den andern zwei Wagen Platz nehmen, hörte dieſes unter Thränen und Schluchzen halb erſtickte: Vive l'Empereur! der zurückbleibenden Diener — nun rollten die Wagen von dannen mit einem lauten Donner, welcher die einſamen Säle von Malmaiſon durchhallte und ihnen verkündete, daß der Kaiſer ſie für immer verlaſſen habe.

Hortenſe ſank auf ihre Kniee und zog ihre Söhne mit ſich nieder. Betet, rief ſie mit bleichem, von Thränen überflutheten Angeſicht, betet für den Kaiſer und für Frankreich!

IV.

In Rochefort.

Nach viertägiger Fahrt war Napoleon mit seinem Gefolge endlich in Rochefort angelangt. Die beiden, von der provisorischen Regierung ihm zur Verfügung gestellten Schiffe lagen allerdings in dem Hafen von Rochefort für ihn bereit, aber vor dem Hafen lagen schon die, wie man sagte, von Fouché benachrichtigten Schiffe der Engländer, den Hafen blokirend und entschlossen, jedes den Hafen verlassende Schiff anzugreifen.

Napoleon vernahm diese Nachrichten mit einer wunderbaren Ruhe und Gelassenheit, und sie schienen ihn gar nicht zu berühren. Seine Gedanken weilten immer noch in Paris und bei seiner Armee.

Immer noch hoffte er, daß das französische Volk ihn mit Gewalt wieder auf seinen Thron erheben, daß seine Armee ihn zurückrufen werde.

Aber bald erschallte von Paris her die Nachricht, daß die Stadt sich den Feinden übergeben habe, daß die Verbündeten, und mit ihnen auch der König Ludwig der Achtzehnte in Paris eingezogen seien, daß die Armee sich unterworfen habe.

Bei diesen Nachrichten sah man den Kaiser erbleichen, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Nun, dann ist es Zeit, Frankreich zu verlassen, sagte er. Jetzt giebt es für mich keine Hoffnung mehr!

Aber wohin wollen Ew. Majestät gehen? fragte der Graf Las Cases.

Ich werde nach den Vereinigten Staaten gehen, rief Napoleon lebhaft. Man wird mir dort Land geben, oder ich werde es kaufen, wir werden es anbauen. Ich werde damit enden, womit der Mensch angefangen hat; ich werde von dem Ertrag meines Feldes und meiner Heerden leben. *)

Aber glauben Ew. Majestät, daß die Engländer Sie ungestört Ihr Feld in Amerika werden bestellen lassen?

Warum nicht? Was für Schaden könnte ich ihnen dort zufügen?

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury. Vol. IV. S. 80.

Was für Schaden, Sire? Ew. Majestät haben also vergessen, daß Sie England haben zittern machen? So lange Sie leben, und frei sind, wird England Ihr Genie und Ihren Haß fürchten. Sie wären für England vielleicht auf dem Throne Frankreichs, den Ludwig der Achtzehnte jetzt so klein gemacht, weniger gefährlich, als Sie es ihm in den Vereinigten Staaten sein würden. Die Amerikaner lieben und bewundern Sie; Sie würden auf dieselben großen Einfluß ausüben, und sie vielleicht dahin bringen, gewichtige Unternehmungen gegen England zu beginnen.

Was für Unternehmungen? fragte Napoleon achselzuckend. Die Engländer wissen wohl, daß die Amerikaner mit ihrem letzten Tropfen Blut ihr Land und ihre Freiheiten vertheidigen, aber daß sie sich schwer dazu entschließen würden, einen auswärtigen Krieg zu führen. Sie sind noch nicht so weit vorgeschritten, um die Engländer ernstlich beunruhigen zu können. Eines Tages werden die Amerikaner vielleicht die Rächer der Meere sein, aber dieser Zeitpunkt liegt noch fern; die Amerikaner werden nur langsam wachsen und sich vergrößern.

Sire, angenommen, daß die Amerikaner für England in diesem Moment keine ernsthafte Beunruhigung

Aber bald erſchallte von Paris her die Nachricht, daß die Stadt ſich den Feinden übergeben habe, daß die Verbündeten, und mit ihnen auch der König Ludwig der Achtzehnte in Paris eingezogen ſeien, daß die Armee ſich unterworfen habe.

Bei dieſen Nachrichten ſah man den Kaiſer erbleichen, und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. Nun, dann iſt es Zeit, Frankreich zu verlaſſen, ſagte er. Jetzt giebt es für mich keine Hoffnung mehr!

Aber wohin wollen Ew. Majeſtät gehen? fragte der Graf Las Caſes.

Ich werde nach den Vereinigten Staaten gehen, rief Napoleon lebhaft. Man wird mir dort Land geben, oder ich werde es kaufen, wir werden es anbauen. Ich werde damit enden, womit der Menſch angefangen hat; ich werde von dem Ertrag meines Feldes und meiner Heerden leben. *)

Aber glauben Ew. Majeſtät, daß die Engländer Sie ungeſtört Ihr Feld in Amerika werden beſtellen laſſen?

Warum nicht? Was für Schaden könnte ich ihnen dort zufügen?

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury. Vol. IV. S. 80.

Was für Schaden, Sire? Ew. Majestät haben also vergessen, daß Sie England haben zittern machen? So lange Sie leben, und frei sind, wird England Ihr Genie und Ihren Haß fürchten. Sie wären für England vielleicht auf dem Throne Frankreichs, den Ludwig der Achtzehnte jetzt so klein gemacht, weniger gefährlich, als Sie es ihm in den Vereinigten Staaten sein würden. Die Amerikaner lieben und bewundern Sie; Sie würden auf dieselben großen Einfluß ausüben, und sie vielleicht dahin bringen, gewichtige Unternehmungen gegen England zu beginnen.

Was für Unternehmungen? fragte Napoleon achselzuckend. Die Engländer wissen wohl, daß die Amerikaner mit ihrem letzten Tropfen Blut ihr Land und ihre Freiheiten vertheidigen, aber daß sie sich schwer dazu entschließen würden, einen auswärtigen Krieg zu führen. Sie sind noch nicht so weit vorgeschritten, um die Engländer ernstlich beunruhigen zu können. Eines Tages werden die Amerikaner vielleicht die Rächer der Meere sein, aber dieser Zeitpunkt liegt noch fern; die Amerikaner werden nur langsam wachsen und sich vergrößern.

Sire, angenommen, daß die Amerikaner für England in diesem Moment keine ernsthafte Beunruhigung

ſein könnten, ſo würde Ihre Anweſenheit in den vereinigten Staaten England wenigſtens die Gelegenheit darbieten, Europa gegen die Vereins-Staaten aufzuregen. Die Alliirten werden ihr Werk für unvollendet halten, ſo lange Ew. Majeſtät nicht in ihrer Gewalt ſind, und ſie werden die Amerikaner zwingen, wenn nicht, Sie auszuliefern, ſo doch Sie von ihrem Gebiet zu entfernen.

Nun, rief Napoleon mit blitzenden Augen, dann werde ich nach Mexiko gehen, und wenn man mich auch dort nicht will, nach Caracas, und wenn es mir dort nicht gefällt, nach Buenos-Ayres, nach Californien, ich werde von Meer zu Meer ſchiffen, bis ich irgendwo ein Aſyl gegen das Uebelwollen und die Verfolgung der Menſchen finde.*)

Ach Sire, wird es Ihnen auf dieſen Weltfahrten immer gelingen, den Späheraugen und den Flotten der Engländer zu entgehen?

Nun, wenn ich ihnen nicht entgehen kann, ſo mögen ſie mich ergreifen, rief Napoleon ungeduldig. Das engliſche Gouvernement taugt nichts, aber die engliſche Nation iſt groß, edel und großmüthig. Ach, ich thäte

*) Napoleons eigene Worte. Fleury VI. S. 81.

vielleicht am Beſten, nach England zu gehen, mich dort niederzulaſſen, und in friedlicher Zurückgezogenheit auszuruhen von meinem thatenvollen Leben. Ich habe genug gethan für die Geſchichte und die Nachwelt, und ich darf wohl daran denken, jetzt ein wenig Ruhe und Behagen zu ſuchen. Ja, ich will nach England gehen. Das Schickſal ſelber giebt mir dieſen Gedanken ein. Es hat die engliſchen Schiffe geſandt, welche hier vor dem Hafen kreuzen, es will mir die Gelegenheit geben, allen dieſen Wirrniſſen durch einen kühnen Entſchluß mich zu entreißen, und nach England zu gehen, nach dem Lande geſetzlicher Freiheit, nationaler Größe. Las Caſes, ich will Sie mit einer Botſchaft zu dem Befehlshaber der beiden engliſchen Fahrzeuge ſenden. Nehmen Sie die Botſchaft an?

Sire, ich nehme jede Botſchaft an, welche Ew. Majeſtät mir befehlen.

Fahren Sie alſo hinüber auf das engliſche Schiff zu dem Capitain Maitland. Sie kennen ihn, nicht wahr?

Ja, Sire, ich habe während meines frühern Aufenthalts in England den Capitain Maitland kennen gelernt. Er iſt ein tapferer und loyaler Mann.

Fahren Sie zu ihm, Graf. Fragen Sie ihn in

meinem Namen, welche Aufnahme ich von ihm zu erwarten hätte, wenn es mir vielleicht einfallen sollte, auf seinem Schiff eine Zuflucht zu suchen. Der Herzog von Rovigo und General Lallemand sollen Sie begleiten! Fragen Sie zugleich an, was man thun würde, wenn ich mit einer Parlamentairflagge auf der französischen Fregatte den Hafen verlassen, oder wenn ich auf einem neutralen Schiffe absegeln möchte. Eilen Sie! —

Graf Las Cases hatte kaum das Zimmer des Kaisers verlassen, um dessen Befehl auszuführen, als der General Bertrand hastig in dasselbe eintrat.

Sire, sagte er mit bewegter Miene, Ew. Majestät sind in Gefahr; die Engländer führen Böses im Schilde. Sie wollen Ew. Majestät verhaften, sobald Sie den Hafen verlassen. Oh Sire, ich beschwöre Sie, zaudern Sie nicht länger, retten Sie Sich, damit wir nicht den Schmerz, Frankreich nicht die Schmach erleben, Ew. Majestät in der Gewalt Ihrer Feinde zu sehen. Noch bietet sich für Ew. Majestät ein Weg der Rettung dar! Ergreifen Sie ihn, Sire, aus Erbarmen mit uns, die wir Sie lieben und anbeten, die wir bereit sind, Ihnen zu folgen bis an das Ende der Welt, mit Ihnen die Verbannung zu ertragen, uns glücklich preisend,

wenn es uns nur vergönnt ist, in Ihrer Nähe zu bleiben, Ihnen unsere Dienste zu weihen. Sire, ich beschwöre Sie, erhalten Sie Sich uns, Ihren treuen ergebenen Dienern, vertrauen Sie Sich nicht den Engländern, retten Sie Sich, retten Sie uns, so lange es noch Zeit ist!

Was soll ich thun, um mich zu retten? fragte Napoleon gelassen. Wissen Sie ein Mittel, Bertrand, mich aus dem Hafen zu bringen, ohne von den Engländern entdeckt zu werden?

Ja, Sire, ich weiß ein Mittel. Ein Franzose, der Ihnen ergeben ist, und jetzt als Schiffscapitain in dänischen Diensten steht, liegt hier im Hafen mit seinem Fahrzeug vor Anker. Er ist zu mir gekommen, Sire, er bietet sich und sein Schiff zur Rettung Ew. Majestät an. Sire, dieser Capitain Baudin ist ein unerschrockener tapferer Seemann, und er schwört, daß es ihm gelingen wird, Ew. Majestät sicher und ungefährdet aus dem Hafen hinaus und nach Amerika zu bringen.

Und er meint, die Engländer würden ihn ungefährdet ziehen lassen? Sie würden sein Schiff nicht untersuchen?

Nein, Sire, er meint das nicht. Aber er hat auf seinem Schiff ein Versteck eingerichtet, in welchem Eure

Majeſtät während der ganzen Ueberfahrt verbleiben müßten, und der aller noch ſo großen Wachſamkeit der Engländer dennoch verborgen bleiben würde. Sire, nehmen Sie den Vorſchlag Baudin's an. Retten Sie Sich.

Nein, ſagte Napoleon, ich will mich wohl retten, aber ich werde mich niemals verſtecken.

Nun denn, Sire, ſo habe ich Ihnen noch einen andern Vorſchlag zu machen, rief Bertrand. Einige junge Marine-Lieutenants bieten Ew. Majeſtät ihre Dienſte an. Sie haben kleine raſche Fahrzeuge bei der Hand, und ſind bereit, Ew. Majeſtät und Ihr Gefolge auf denſelben durch die engliſchen Kreuzer hindurch und nach Amerika zu bringen. Sire, es ſind entſchloſſene junge Männer, die vor keiner Gefahr zurückſchrecken, vor keiner, als vor der, Ew. Majeſtät in die Hände Ihrer Feinde fallen zu ſehen, und die Sie daher bis auf das Aeußerſte vertheidigen werden.

Was hülfe ihre Vertheidigung, wenn Wind und Wetter gegen mich wären, ſagte Napoleon. Irgend ein Sturm könnte dieſe kleinen Fahrzeuge an eine engliſche Küſte werfen, das erſte beſte engliſche Kriegsſchiff könnte ſie kapern, und mir würde dadurch die Schmach zu Theil, auf einem Fluchtverſuch ertappt zu werden,

und als Gefangener eingebracht zu werden. Nein, ich kann mit dem Schicksal selbst nicht unter der Decke spielen, ich kann mich nicht verstecken und nicht flüchten, und mein Leben nicht mit einer kleinlichen Farçe endigen. Ich fliehe nicht, ich bleibe, und erwarte mein Schicksal. Aber damit meine Gegenwart auf dem französischen Festlande die Feinde Frankreichs nicht beunruhige, und nicht Ursache sei, daß man Frankreich noch härtere Kriegsbedingungen auferlege, will ich hinüberfahren auf die Insel Aix. Dort wollen wir die Gestaltung unsers Schicksals erwarten. —

Eine Stunde später betrat Napoleon mit seinem kleinen Gefolge die Insel Aix, dessen Bewohner ihn mit Freudejauchzen empfingen, und ihn noch einmal den Ruf: Es lebe der Kaiser! vernehmen ließen.

Napoleon lächelte traurig dazu, und trat in das zu seiner Aufnahme bereitete Gouvernements-Gebäude ein, um dort sich an das Fenster zu stellen, und hinüber zu spähen nach den fernen englischen Schiffen, und nach dem Hafen, der Rückkehr des Grafen Las Cases harrend.

Endlich am späten Nachmittage trat der Graf in das Gemach des Kaisers ein.

Nun? fragte Napoleon lebhaft, was für Antwort

bringen Sie? Was ſagt Capitain Maitland? Iſt er bereit, mir auf ſeinem Schiffe eine Zuflucht zu gewähren?

Sire, Capitain Maitland antwortete mir, er habe keine Verhaltungsregeln für ſolchen Fall, und müſſe mich deshalb an den Admiral Hotham verweiſen, der das engliſche Geſchwader an der franzöſiſchen Weſtküſte commandire.

Und wenn ich mit einer Parlamentairflagge auf der franzöſiſchen Fregatte oder auf einem neutralen Schiffe den Hafen verlaſſen wollte?

Capitain Maitland erklärte mir, daß er jedes Schiff, unter welcher Flagge es immer ſegeln möge, angreifen, jedes neutrale Schiff ſtreng viſitiren und vielleicht ſogar in einen engliſchen Hafen abführen werde. Aber er gab mir den Rath, Ew. Majeſtät zu bereden, daß Sie Sich nach England begeben möchten, und verſicherte, daß Ew. Majeſtät dort einer ehrenden und rückſichtsvollen Aufnahme gewiß ſein könnten.

Es iſt gut, ſagte Napoleon müde, wir wollen morgen das Weitere überlegen. Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienſte, Graf. Sie werden ermüdet ſein, und ich bin es auch. Laſſen Sie uns zur Ruhe gehen. Ach, es wäre vielleicht beſſer, zur ewigen Ruhe zu

gehen. Ich bin dieſes Lebens ſatt und müde, ich fange an, mich auf der Erde zu langweilen! Laſſen Sie uns alſo verſuchen, zu ſchlafen. Der Schlaf bringt Vergeſſenheit, und ſelig ſind Diejenigen, welche vergeſſen können. Ich begreife jetzt die Mythe der Alten, welche die Seelen, die das Elyſium betraten, erſt aus dem Lethe trinken ließen, damit ſie im Paradieſe glücklich zu ſein vermöchten. Ja, ja, um nach einem inhaltsreichen Leben wieder das Glück des Paradieſes genießen zu können, muß man den Trank des Vergeſſens getrunken haben. Ach, aber wo finde ich ihn, welche mitleidige Hand anders als der Tod kann mir den Lethebecher reichen, und — doch ſtill! Gute Nacht, Graf, morgen wollen wir einen Kriegsrath halten! Heute wollen wir ſchlafen! Schlafen!

V.

Die Brücke von Jena.

Na, ſo haben wir's nun endlich erreicht, ſagte Blücher, ſich behaglich ausſtreckend auf dem mit goldenen Bienen geſtickten Divan von grünem Sammet. Der Bonaparte iſt nun runter und er ſoll die Welt nicht mehr beunruhigen. Es iſt aus mit ihm, er ſitzt nun in Rochefort, und wird bald nach Helena abſegeln, ich ſitze nun in St. Cloud, und das Cabinet des Herrn Bonaparte, das iſt nun das Wohnzimmer des betrunkenen Huſaren-Generals Blücher, wie der Monſieur mich immer genannt hat. Mit dem Bonaparte, da ſind wir nun fertig, aber mit Frankreich noch lange nicht.

Was wollen Sie denn noch weiter fordern, Durchlaucht? fragte Gneiſenau, der neben dem Divan des Feldherrn auf dem Fauteuil ſaß, an deſſen Armlehne Napoleon ſo oft während des Miniſter-Conſeils ge-

ſchnitzt hatte. Frankreich iſt, wie mich dünkt, hinlänglich gedemüthigt.

So, meinen Sie? fragte Blücher ſtrenge. Na, wie ſo iſt es denn gedemüthigt? Was haben wir ihm denn gethan?

Vor allen Dingen, Durchlaucht, haben wir es beſiegt, und das iſt für ein kriegeriſches, ruhmſüchtiges Volk ſchon immer ein herbes Unglück. Dann haben wir ihm alle Beute früherer Siege wieder abgenommen, haben ſeinen Kaiſer, den die Armee wenigſtens noch immer liebte, abgeſetzt und verjagt, und haben den König Ludwig den Achtzehnten, den weder die Armee noch das Volk liebte, den Niemand wollte, wieder auf ſeinen legitimen Thron eingeſetzt.

Daran iſt mir gar nichts gelegen, rief Blücher unwirſch. Ich wollte vielmehr, der König wäre noch nicht wieder hier, denn ich hatte noch vielerlei Forderungen an die Stadt Paris und ich wollt' ſie noch gehörig abſtrafen. Weiß aber ſchon, daß der König ſich nun in's Mittel legen, und bei unſerm König und dem Kaiſer ſo lange wimmern und jammern wird, bis ſie ihm in Allem nachgeben und ich gar nicht dazu komme, die Stadt Paris gehörig abzuſtrafen.

Nun, Feldmarſchall, ſagte Gneiſenau lächelnd, mich

dünkt, Sie haben aber die Stadt ſchon gehörig abgeſtraft! Sie haben erſtens befohlen, daß Paris unſere Armee als Einquartirung aufnehme und bewirthe.

Na, das war ich meinen Preußen ſchuldig, rief Blücher. Die Franzoſen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es ſoll alſo kein Preuße, der mir hierher gefolgt iſt, zurückkehren, ohne ſagen zu können, daß die Pariſer ihn auch gut bewirthet haben.*)

Dann ferner haben Sie der Stadt Paris eine Kriegsſteuer von einhundert Millionen Francs auferlegt.

Und das iſt eigentlich noch viel zu wenig, denn es iſt nur blos 'ne Abſchlagszahlung auf die vielen Millionen Thaler, die Frankreich von Preußen ſich zugeeignet hat und die Preußen durch Frankreich verloren hat. Blos 'ne kleine Strafe für all' den Kummer, und die Demüthigung und den Jammer, den die Franzoſen über unſer unglückliches Vaterland gebracht haben und wovon mein altes Herz beinah zerſprungen wäre. Wir mußten die Franzoſen ſtrafen, und es giebt nun einmal für alle Menſchen keine empfindlichere Strafe, als wenn man ſie ihre Sünden und Verbrechen bezahlen läßt.

---

*) Blüchers eigene Worte. Siehe: Varnhagen: Biographiſche Denkmale. S. III. 472.

Das Geldgeben, das thut den Menschen am wehesten und darum müssen die Pariser zur Strafe für ihre Sünden zahlen.

Aber Sie haben ihnen auch noch andere Strafen auferlegt, Durchlaucht. Sie haben befohlen, daß aus dem Museum alle die erbeuteten Kunstschätze fortgenommen und wieder nach Deutschland zurückgeführt werden sollten.

Na, und ich will nicht hoffen, daß Sie das zu hart finden? rief Blücher ungestüm. Wenn man einen Dieb gefangen hat, und findet das gestohlene Gut bei ihm, so nimmt man es ihm wieder fort, nicht wahr? Die Franzosen hatten aber all' die Kunstschätze, die sie hier aufgestapelt haben, nicht von Deutschland geschenkt bekommen, sondern sie haben sie aus den Museen und Schlössern gestohlen und geraubt, und es ist daher man blos ganz natürlich, daß sie sie wieder rausgeben müssen und daß sie wieder nach Deutschland zurück müssen. Es wäre ja eine ewige Schmach und Schande für uns Deutsche, wenn wir so zimperlich wären und nicht wagten, die Hände auszustrecken nach unserm Eigenthum, und den Franzosen den Triumph ließen, ihr geraubtes Gut behalten zu dürfen. Als sie in Deutschland waren, da haben sie, aus Kunstsinn wie sie's

nennen, überall die Muſeen beſtohlen und beraubt und genommen, was ihnen nicht gehört. Nu wir in Frankreich ſind, wollen wir auch zeigen, daß wir Kunſtſinn haben, und wollen aus ihren Muſeen uns wenigſtens nehmen, was uns gehört.

Ew. Durchlaucht haben Recht, ſagte Gneiſenau, die Wiederherausgabe dieſer deutſchen Kunſtſchätze iſt nur ein Act der Gerechtigkeit, und Deutſchland muß Ihnen dankbar ſein, denn nur Ihrer Feſtigkeit und Energie wird es den Wiederbeſitz ſeiner Schätze danken. Aber, mein theurer, geliebter Feldherr, Sie ſollten nun mit dieſen Strafen zufrieden ſein und das gedemüthigte Volk nicht noch mehr kränken. Ich dächte, Sie ſtänden davon ab, die eherne Siegesſäule auf dem Vendôme-Platz ſprengen zu laſſen. Die Pariſer betrachten ſie als ein Denkmal ihres Ruhms und man wird doch ihnen dieſen Ruhm nicht ableugnen können.

Na, meinetwegen, ſagte Blücher verdrießlich, mögen ſie denn dieſes Ding behalten. Es iſt König Ludwigs Sache, ob er die Ruhmesſäule Bonaparte's vor ſeiner Naſe dulden will, und ob's ihn nicht verſchnupft, den Bonaparte mitten in ſeiner Hauptſtadt ſo gefeiert zu ſehen. Wenn Er's ertragen kann, mir kann's gleichgültig ſein. Aber Eins ſage ich Ihnen, Gneiſenau, die

Brücke von Jena, die laſſe ich ihnen nicht, und ich rathe Ihnen, daß Sie nicht für die bitten. Die muß runter, eben ſo gut wie der Bonaparte.

Aber es fällt mir auch gar nicht ein, für die Brücke bitten zu wollen, rief Gneiſenau. Ich bin ganz Ihrer Meinung, Durchlaucht, die Brücke von Jena muß zerſtört werden. Wir haben mit unſern Siegen von Leipzig, Paris und Belle Alliance die Niederlage von Jena wieder ausgelöſcht, und wir dürfen es nicht dulden, daß man dieſes Denkmal jenes Unglückstages hier erhalten wolle, allen Preußen zur Beſchämung und zum Aergerniß.

Recht ſo, Freund, rief Blücher freudig, dem General ſeine Hand darreichend. Sie ſind ein prächtiger Menſch, und Sie halten doch noch etwas auf deutſche Ehre, ſind kein ſolcher demüthiger Duckmäuſer, der zufrieden iſt, wenn er's Leben hat, und alle andern Völker ganz beſcheidentlich dafür um Entſchuldigung bitten möcht', daß er man blos 'n Deutſcher iſt. Nein, wir Zwei wir rühmen uns, Deutſche zu ſein, und wir wollen's den Herrn Franzoſen beweiſen, daß wir keinen Reſpekt vor ihnen haben, und uns gar nicht geehrt fühlen, wenn wir mit ihnen franzöſiſch parliren können. Nein, Deutſch wollen wir mit ihnen ſprechen, und wenn wir ihnen die Brücke von Jena zerſprengen, ſo heißt das,

'n gutes deutſches Wort geſprochen haben. Den Bonaparte haben wir runter, nun müſſen wir auch die Brücke noch runter kriegen!

Aber ich fürchte, wir werden viel Schwierigkeiten damit haben, und man wird von allen Seiten Alles anwenden, um unſer Vorhaben zu vereiteln.

Freilich, wir müſſen uns beeilen, ſagte Blücher. Wir müſſen raſch zu Werke gehen, damit die Sache abgethan iſt, wenn der König nach Paris kommt.

Der König will am zehnten Juli in Paris ſeinen Einzug halten.

Und heute iſt erſt der neunte, rief Blücher. Wir haben alſo noch einen ganzen Tag Zeit, und den müſſen wir benutzen. Denn wenn der König erſt da iſt, dann habe ich nicht mehr freie Hand, dann iſt er der Herr, der zu commandiren hat, und ich muß mich ſeinem Befehl fügen. Er würde aber ganz gewiß ſich von dem Gewimmere und dem Bitten des franzöſiſchen Königs rum kriegen laſſen, denn er hat 'n weiches großmüthiges Herz, und mag lieber vergeben und vergeſſen, als tüchtig abſtrafen. Ich aber, Gneiſenau, ich denke nicht ſo, ich kann's nicht vergeſſen, wie viel Schmach uns die Franzoſen angethan haben, kann's nicht vergeben, daß ſie uns mit Uebermuth und Hohn ſo in den

Staub getreten haben, daß man sich beinah schämen mußte, ein Deutscher zu sein. Es ist eine Ehrensache, daß wir die Franzosen strafen, eine Ehrensache, daß wir die Brücke von Jena zerstören, damit alle Welt sehen kann, daß wir auch empfindlich sind für unsern Ruhm, und daß 'n Deutscher eben so viel Gefühl für Ehre hat, eben so eifersüchtig ist auf seinen Ruhm, als jedes andere Volk. Wir haben uns viel gefallen lassen, darum müssen wir nun auch viel Revanche nehmen.

Leider denken nicht alle Deutsche wie Sie, Durchlaucht, seufzte Gneisenau. Selbst unsere preußischen Waffenbrüder sind zum Theil anderer Meinung. Der General Zieten war vorher hier, um gegen die Sprengung der Brücke zu protestiren. Er meint, die Sache sei dem Vertrag der Uebergabe von Paris nicht gemäß, und dürfe daher nicht geschehen.

Ich will ihm zeigen, daß sie geschehen darf und soll, rief Blücher zornerglühend. Gneisenau, schreiben Sie mal gleich auf der Stelle in meinem Namen an den General von Zieten in Paris. Da liegt Feder und Papier. Sie sind nun doch einmal immer meine Hand und mein Kopf, und verstehen sich besser auf die Feder als ich. Schreiben Sie also, was ich Ihnen diktiren will.

Gneiſenau nahm die Feder, und Blücher, mit den Fingern auf den goldenen Bienen des Divans trommelnd, diktirte: „Euer Excellenz wollen ſich auf keine Weiſe, durch Niemand, wer es auch ſei, von der Sprengung der Brücke von Jena abhalten laſſen, indem ich Ihnen nochmals den beſtimmten Befehl dazu wiederhole. Sind die Anſtalten ſo weit, daß die Brücke geſprengt werden kann, ſo ſoll es ſogleich geſchehen, und der General von Bülow benachrichtigt werden, daß er ſeinen Einzug über die nächſte Brücke nimmt. Ich empfehle Eurer Excellenz nochmals die Beſchleunigung der Sprengung.*)

Na, und nun thun Sie mir den Gefallen, Freund Gneiſenau, und reiten Sie ſelbſt nach Paris, geben Sie dem General Zieten ſelbſt meinen Brief, und ſagen Sie ihm mündlich noch, was zu ſagen nöthig iſt, und daß die Sprengung geſchehen muß, hören Sie, geſchehen muß, um Preußens Ehre wieder rein zu waſchen von dem alten Schmutzfleck an ſeiner Stirn. Wir haben uns wieder aufgerichtet aus der Erniedrigung, wir können's Haupt wieder muthig erheben, und wir wollen eine reine, fleckenloſe Stirn haben. Das ſagen

*) Varnhagen v. Enſe. S. 476.

Sie dem Zieten, mein Freund, und ſagen Sie ihm, er ſoll nicht ſo devot und dienſtbefliſſen gegen die Franzoſen ſein, und nicht ſo bei dem franzöſiſchen König herumſcharwenzeln, und ſich liebes Kind machen. Was wär' denn der Monſieur Louis von Gottes Gnaden, wenn wir Preußen ihn nicht auf der Spitze unſerer Bajonette wieder auf ſeinen Thron rauf gehoben hätten? Daran ſoll der Herr König von Frankreich noch ein Bischen gedenken, und nicht ſo übermüthig werden, und darum habe ich ihm vor ſeinen Tuilerien recht hübſche große preußiſche Kanonen aufgefahren, die Mündung gerade gegen das Schloß gerichtet, und darum ſtehen bei den Kanonen und als Wache vor dem Schloß preußiſche Artilleriſten, damit der König doch daran denkt, daß wir Preußen eigentlich die Herren von Paris ſind, und der Lilienthron durch das Feuer preußiſcher Kanonen wieder aufgeblüht iſt. Sagen Sie das Alles dem Zieten, General, und ſagen Sie ihm, morgen Mittag müßt die Sache abgethan ſein.

Ich werde ihm genau die Worte Eurer Durchlaucht wiederholen, ſagte Gneiſenau, und ich werde ſelbſt nachſehen, wie weit die Vorarbeiten zur Sprengung an der Brücke gediehen ſind. Leben Sie wohl, Durchlaucht.

General Gneiſenau war kaum hinaus gegangen,

als Blücher's Stentorſtimme nach Chriſtian Hennemann rief.

Sofort öffnete ſich eine Seitenthür und der Pipenmeiſter trat ein, den Pfeifenkaſten in der Hand, und eine lange Thonpfeife im Munde. Mit gravitätiſcher Gleichgültigkeit ſchritt er über den ſchönen türkiſchen Teppich, der den Fußboden bedeckte, dahin, und ſetzte den Pfeifenkaſten mitten auf den mit Landcharten bedeckten Tiſch, an dem Napoleon ſonſt ſeine Schlachten überdacht hatte.

Blücher, lang ausgeſtreckt auf dem Divan, und recht mit Behagen ſeine Sporenſtiefel auf die goldenen Bienen legend, ſchaute dem Treiben ſeines Pipenmeiſters mit vergnüglichem Geſicht zu, und lachte laut auf, als dieſer jetzt in gemüthlicher Ruhe das Federmeſſer von dem kaiſerlichen Schreibtiſch nahm, und es als Bohrer für die Thonpfeife ſeines Herrn benutzte, damit der Taback in der Pfeife ein wenig aufloderte.

Ich wollt' man bloß, rief er, der Bonaparte könnte einen Augenblick hier herein ſchauen, und zuſehen, wie's der Blücher ſich in ſeinem Kabinet ſo recht bequem gemacht hat. Na nu ſag mal, Pipenmeiſter, wie gefällt es Dir denn nun hier in der kaiſerlichen Reſidenz

in St. Cloud? Biſt Du zufrieden mit dem Quartier, und möchteſt immer ſo hier wohnen?

Nein, ſagte Chriſtian verächtlich, möcht' nicht in dem langweiligen Putzſchrank immer drin ſtecken. Es iſt mir zu fein und zu blank hier. 'N ehrlicher Menſch muß immer fürchten, daß er auf dem ſpiegelglatten Fußboden hier ausgleitet, und auf die Naſe fällt, und dann würden die Franzoſen ſagen, die dummen Deutſchen könnten nicht auf ihren eigenen Füßen ſtehen. Iſt 'n übermüthiges Volk, die Franzoſen, und dabei ſind ſie doch ſo dumm, daß ſie nich mal deutſch verſtehen, und ganz verwundert die Augen aufreißen, wenn 'n ehrlicher Kerl ihnen die Ehre anthut, und ſie deutſch anredet. Sollten doch dankbar ſein, daß wir gar nicht hochmüthig und ſtolz thun, obwohl wir Sieger ſind, und daß wir mit ihnen reden wollen in unſerer Sprach'! Aber ſie verſtehen ſie nicht, und wollen ſie auch nicht lernen, und ſind überhaupt noch immer übermüthig und unangenehm. Ich wollt', wir wären erſt hier fort aus dem abſcheulich ſchönen Schloß! Was geht mich die Pracht an, die mir nicht gehört! 'Ne Bauernhütte, die mir gehört, iſt mir lieber als all die Herrlichkeit hier, und 'ne Biene, die in meinem eigenen Bienenkorb ſummt, iſt tauſend Mal mehr

werth, als all die goldenen Bienen da auf Ihrem Sopha.

Haſt Recht, Pipenmeiſter, ſagte Blücher, behaglich ſeine Pfeife dampfend, die goldenen Bienen haben dem Bonaparte nicht ſo viel Honig geſammelt, als 'ne einzige Biene ſammelt, die der liebe Gott geſchaffen hat. Na, ſei man ruhig, Pipenmeiſter, wenn wir nun wieder nach Kunzendorf heimkehren, und ſo Gott will, ſoll das bald geſchehen, dann ſollſt Du auch Deinen eigenen Bienenſtock haben, und Dein eigenes Haus. Hab' mir ſchon Alles hübſch ausgedacht, wie's werden ſoll, und was ich aus Dir machen will, und hab' ſchon meinen Schlachtplan fertig. Du haſt mir allzeit treu und mit rechter Herzenslieb' gedient, und ich bin Dir dafür, und auch für den Hieb bei Ligny — Du weißt doch noch, wo ich Dein Pferd durchſäbelte, und Du drunter zu liegen kamſt, — bin Dir für Alles das noch Deine Belohnung und Bezahlung ſchuldig.

So, Herr Fürſt, rief Chriſtian trotzig, Sie wollen mich bezahlen und ablohnen, Sie denken, das geht man ſo. Ich kann Ihnen aber ſagen, daß der Chriſtian Hennemann nicht den ganzen Krieg als tapferer Pipenmeiſter mitgemacht hat, und in Sturm und Kanonen-

donner und Kartätſchenhagel immer dicht hinter ſeinem tollen Feldherrn geblieben iſt, bloß um nachher bezahlt zu werden. Um Geld und Lohn hätt' ich nicht meine Arm und Bein zerſchlagen und zerſchießen laſſen, und 's Vaterland hab' ich juſt auch nicht damit gerettet, daß ich, wenn die Kugeln ſauſten und die Kartätſchen pfiffen, doch immer 'n Stummel für den Feldmarſchall bereit hielt. Ich hab's blos gethan, weil ich meinen Feldmarſchall lieb habe, weil er meinem alten Vater ſo'n ſchönes ſorgenloſes Leben bereitet hat, weil er ſich meiner erbarmt, und aus 'nem dummen Dorfteufel, der ich war, als ich zu Ihnen kam, einen anſehnlichen reſpectabeln Menſchen und vornehmen Pipenmeiſter gemacht hat. Ich hab's bloß gethan, nicht weil Sie der Fürſt ſind, ſondern weil Sie der Blücher ſind, und weil Sie Sich, obwohl Sie 'n vornehmer Herr ſind, doch 'n gutes braves mecklenburgiſches Herz bewahrt haben, und weil Sie's liebe Mecklenburg und Ihr Mutting und Vating nicht vergeſſen haben. Darum bin ich Ihnen treu geweſen und bin mit Ihnen durch Dick und Dünn geſtampft, darum bloß, weil ich Sie lieb habe. Aber ſo was läßt ſich nicht belohnen und bezahlen, und darum laſſen's man gut ſein damit. Ich will bleiben, was ich bin, der Pipenmeiſter, und damit Baſta!

Nein, damit nicht Basta! rief Blücher lachend. Du sollst der Pipenmeister bleiben, aber Du sollst noch was Anderes werden, Christian. Red' mir nicht dagegen, der König hat mich belohnt, und ich muß Dich belohnen. Du sagst, das Vaterland hättest Du nicht gerettet, daß Du mir mitten in der Schlacht immer 'nen Stummel bereit gehalten hättst! Aber ich hätt' doch nicht commandiren und Schlachten gewinnen können, wenn meine Pfeife nicht ordentlich gebrannt hätte. Also im Grunde genommen hast Du eigentlich das Vaterland gerettet, denn sie sagen ja, daß ich es gerettet hab'. Aber der liebe Gott da droben, der hat freilich das Meiste und Beßte gethan, und also wollen wir denn auch nicht übermüthig werden, sondern fein bescheiden bleiben, und dem lieben Gott die Ehre geben. Aber bloß Pipenmeister kannst Du nicht bleiben, Christian, eben so wenig, als ich bloßer General geblieben bin. Mein Förster ist gestorben, wie Du weißt, na, und Du wirst nun Förster in Kunzendorf, Christian. Hast Dein eigen Haus und Feld, siehst drauf, daß die Diebe mir's Holz nicht fällen, das Wild nicht aus dem Wald maufen, und schießt mir recht viel Wild. Na, bist Du zufrieden, Christian?

Ja, rief Christian mit Thränen in den Augen,

wär' zufrieden und glücklich, wenn's Försterhaus nicht im Wald läge. Aber es liegt im Wald, und also nehm ich die Stelle nicht an, und dank dem Herrn Fürsten viel Mal.

Wie? Grauelt Dir vor'm Wald? fragte Blücher erstaunt.

Nein, nicht vor'm Wald grault mir, aber davor, daß ich so weit von Ihnen fort soll, und daß ich dann nicht mehr ordentlich für Sie sorgen kann. Wer soll denn Ihre Pfeifen stoppen, wenn ich im Wald bin und Hasen schieße? Was soll denn aus Ihnen werden, wenn der Stummel nicht brennt? Es geht nicht, Herr Fürst, ich kann nicht Förster werden, ich muß Pipenmeister bleiben.

Na, denn bleib's, Christian, rief Blücher fröhlich. Aber das kleine Haus, was am Garten steht dicht beim Schloß, das schenk' ich Dir, und da drin sollst Du wohnen, und Dein Stück Ackerland sollst Du haben, und Deine eigene Wirthschaft auch, und 'ne Frau sollst Du Dir nehmen, und die Male und ich, wir besorgen Deiner Braut die Aussteuer, und geben die Hochzeit. Und Christian, ich weiß auch schon 'ne Frau für Dich! Der Dorfschulze hat 'ne hübsche Tochter, und er ist reich. Die Tochter sollst Du heirathen.

Danke ſchön, ſagte Chriſtian gelaſſen, die iſt mir viel zu hübſch und zu reich.

Nun, das ſind Fehler, die man ihr verzeihen kann, lachte Blücher. Wenn Du ſonſt nichts an ihr auszuſetzen haſt —

Ich hab' aber ſonſt noch was an ihr auszuſetzen. Sie iſt keine Mecklenburgerin, ſie kann nicht Plattdeutſch ſprechen, und 's gruſſelt mir, wenn ich denk', ich ſollt' mit meiner Frau immer Hochdeutſch ſprechen. Nein, Durchlaucht, ich ſprech' mit meinem Vating, mit 'n lieben Gott, und manchmal auch mit meinem lieben Fürſten Blücher Plattdeutſch, und alſo muß ich auch mit meiner Frau Plattdeutſch ſprechen können.

Na, denn geh' nach Mecklenburg, und ſuch' Dir 'ne Frau.

Hab' da ſchon eine gefunden, Herr Fürſt. Die Hanne in Polchow auf dem Herrenhof, das iſt ſchon ſeit vier Jahren meine Braut, und die und keine andere ſoll meine Frau werden.

Iſt ſie hübſch? Hat ſie Geld?

Hübſch? Ich weiß nich, Durchlaucht, aber ſie iſt 'ne drall' Dirn mit 'nen Paar luſtigen Augen, und zweiunddreißig geſunden Zähnen im Mund, und hat rothe Backen, und ſchöne blonde Haare. Ob ſie Geld

hat? Nich ſo viele Thaler als ſie Zähne hat, aber ſie kann arbeiten, und ihre Hände rühren, iſt flink und geſchickt, ſingt und kacht den ganzen Tag bei der Arbeit, und verſteht 'n Mittagbrod zu kochen, wie keine Andere.

Na, ſo nimm ſie, Chriſtian, die Ausſteuer und die Hochzeit beſorg' ich.

Hurrah, rief Chriſtian, ich ſoll die Hanne kriegen! Die Hanne ſoll meine Frau werden. Ach, lieber Herr Fürſt, ich dank' Ihnen, ich bin ſo glücklich, daß ich heulen und weinen könnt, und — ich glaub, ich thu's ſchon. Ich bin's ſonſt gar nicht gewohnt geweſen, glücklich zu ſein, und darum muß ich nu weinen, und, und —

Na, na, weine nicht, Chriſtian, ſagte Blücher, ſich ſchnell mit der Hand über die Augen fahrend, Du biſt ein prächtiger, guter Burſche, und der liebe Gott wird geben, daß Du noch recht lange glücklich biſt, und Dich gewöhnſt an das Glück. Und — es klopft. Sieh mal nach, wer da kommt!

Chriſtian trocknete raſch ſeine Thränen, und eilte nach der Thür hin.

VI.

Der Blücherloaſl.

Es war der Adjutant des Fürſten, Graf Noſtitz, welcher Einlaß begehrte. Er meldete, daß ſo eben ein reitender Bote von dem Grafen von der Golz, dem preußiſchen Geſandten in Paris hier in St. Cloud eingetroffen ſei, und überreichte dem Fürſten einen Brief des Grafen Golz, den der Bote für den Feldmarſchall überbracht hatte.

Na, ich kann mir ſchon denken, was der Graf will, brummte Blücher. Hat ſchon einmal an mich geſchrieben und mich um Schonung und ſubtile Behandlung der Herren Franzoſen gebeten. Iſt auch einer von Denen, welche meinen, man müßt' die Franzoſen immer mit ſeidenen Handſchuhen anfaſſen, und recht höflich und artig gegen ſie ſein, damit man dadurch beweiſe, daß man ſelber ein feiner und gebildeter Mann

ſei und Reſpect habe vor den feinen, klugen Franzoſen. Ich hab' aber gar keinen Reſpect vor ihnen, und mir iſt's ganz egal, ob ſie mich für einen Barbaren halten, ich will man blos ſie abſtrafen und Deutſchland rächen, weiter nichts. Na, nun wollen wir mal ſehen, was der Herr Graf ſchreibt.

Er ſchlug den Brief auseinander und las. Aber ſeine Züge nahmen während des Leſens einen zornigen Ausdruck an und ſeine dicken weißen Augenbrauen zogen ſich dichter zuſammen.

Noſtitz, rief er, wiſſen Sie, was der Graf von mir will? Er verlangt, daß ich die Brücke von Jena nicht ſprengen ſoll, er meint, man würde das als eine barbariſche Grauſamkeit rügen und auch unſer König würde unzufrieden damit ſein. Und die Hauptſach iſt, daß er hinzufügt, der Herr Fürſt von Talleyrand ſei eben bei ihm geweſen, und in des Herrn Fürſten Namen ſolle er mich dringend um die Erhaltung der Brücke erſuchen. Na, was ſagen Sie dazu, Noſtitz?

Graf Noſtitz zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Ich will Ihnen zeigen, was ich dazu ſage, rief Blücher. Warten Sie mal hier, ich will gleich ſelbſt die Antwort an den Grafen ſchreiben und Sie können ſie dem Boten geben. Ih, ſehen Sie mal, der Herr

Fürst von Talleyrand läßt bitten, daß die Brücke von Jena nicht gesprengt werde!

Er trat rasch zu dem Schreibtisch hin, an welchem Napoleon so oft seine stolzen und hochfahrenden Briefe an den König von Preußen geschrieben, und mit fliegender Hand warf er einige Zeilen von kühner, riesengroßer Schrift auf das Papier hin.

So, sagte er dann, nun hören Sie mal meine Antwort an den Grafen!

Und mit hochfliegendem Athem, das Antlitz noch geröthet von Zorn, las Blücher: „Herr Graf! Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Euer Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher druffetzte, welches ich Euer Hochgeboren bitte, ihn wissen zu lassen.“*) — Na gefällt Ihnen der Brief, Nostitz?

Er ist ein Muster von militairischer Kürze und Entschiedenheit, sagte Graf Nostitz lachend. Aber ich fürchte, daß der Herr Talleyrand Ihren Wunsch leider nicht erfüllen wird.

Für Frankreich wär's aber am Besten, wenn er's

*) Varnhagen. Fürst Blücher von Wahlstadt. 475.

thät, ſagte Blücher. Der Talleyrand, das iſt der Vater der Schelme und Diplomaten und der hat viel Unglück und Noth über Frankreich gebracht! Ich will Ihnen was ſagen, Noſtitz, die Diplomaten, das iſt 'ne ſchlimme Sippſchaft, und was die brauen und zuſammenrühren, damit die Völker es austrinken, daran verderben die armen Völker ſich immer den Magen, und werden krank davon, und nachher muß der Soldat doch immer gerufen werden und als tüchtiger Chirurg die Quackſalbereien der Diplomaten wieder gut machen.

Ja, es iſt wahr, ſagte Graf Noſtitz, ſie haben auf dem Congreß in Wien nichts Gutes zu Stande gebracht, und es iſt nichts herausgekommen bei all' ihren Berathungen.

Der Bonaparte iſt dabei rausgekommen, den haben ſie entwiſchen laſſen. Geredt und geſchrieben haben ſie genug, aber die Augen haben ſie nicht aufgethan, und ſtatt die Inſel Elba gehörig zu bewachen, haben ſie getanzt und ſich amüſirt, und Länder und Völker vertheilt, als wären's Bonbonnièren, die ſie ſich im Cotillon austheilen.

Aber das tapfere Schwert des Feldmarſchalls Blücher, das hat doch Alles wieder gut gemacht, was die Diplomaten verdorben hatten, und hat Europa befreit

von dem Unhold, der ſo lange wie ein Alp es bedrückte.

Nicht ich allein, Noſtitz. Mein Bruder Wellington, der hat eben ſo viel gethan als ich, und ich hab' ihm blos geholfen, die Schlacht von Belle Alliance zu gewinnen. Mich kränkt's aber noch immer, Noſtitz, daß der Bonaparte mir doch noch einen Sieg abgewonnen und daß er bei Ligny mich zum Rückzug gezwungen hat. Und wenn ich denke, daß es mir noch weit ſchlimmer hätte gehen können, daß ich, wenn Sie mir nicht zu Hülfe gekommen wären, den Franzoſen in die Hände gefallen, daß ich ihr Gefangener geworden wär' und ſie mich in Triumph nach Paris geſchleppt hätten — Noſtitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich ſolcher Schmach preisgegeben? Sagen Sie ſelbſt, ehe mich die Franzoſen fortgeſchleppt hätten, was hätten Sie gethan?

Was ich gethan hätte? Ich weiß es nicht, aber ich weiß es wohl, was ich hätte thun ſollen!

Mir 'nen Gnadenſtoß geben! Denn eine Gnade wär's geweſen, mir lieber den Tod zu geben, als mich den Franzoſen lebendig in die Hände fallen zu laſſen. Na, der liebe Gott hat nicht gewollt, daß es ſo kommen ſollt', er hat es mir gegönnt, daß ich Revanche nehmen

ſoll für Alles, was der Bonaparte mir angethan, daß ich auch Revanche nehmen ſoll an den Franzoſen. Aber die Revanche muß gründlich ſein! Und darum muß die Brücke von Jena geſprengt werden. Siegeln Sie alſo meinen Brief zu und geben Sie ihn an den Courier des Grafen von der Goltz. —

Na, nu hoffe ich, wird es zu Ende ſein, murrte Blücher vor ſich hin, als er wieder allein war, nu werden ſie mich in Ruh' laſſen mit dem Flennen und Wimmern, und es wird bald ein tüchtiger Kracher von Paris herübertönen, und wird mir verkünden, daß man meine Befehle reſpectirt hat und daß die Brücke geſprengt iſt! —

Aber Blücher ſollte ſich in dieſer Hoffnung doch getäuſcht ſehen. Statt des „Krachers", den er erwartete, kam abermals ein Courier von Paris daher geſprengt.

Dieſer Courier trug die Livrée des Königs von Frankreich und überbrachte von dem Oberhofmarſchall des Königs ein ſehr höfliches, ſehr verbindliches Schreiben, in welchem der Oberhofmarſchall den Fürſten Blücher im Namen des Königs erſuchte, ſofort ſich in die Tuilerien zu begeben, woſelbſt König Ludwig ihn in einer dringenden und unaufſchiebbaren Sache augenblicklich zu ſprechen wünſche.

Ich kenne die dringende und unaufſchiebbare Sache ſchon, ſagte Blücher achſelzuckend. Der König will nun ſelber verſuchen, was Talleyrand nicht hat zu Stande bringen können. Ich hätt's nun zwar nicht nöthig, dem König den Willen zu thun, und zu ihm zu kommen, um die „Gnade einer Audienz", wie ſie das nennen, zu genießen. Aber ich will's thun, um der Sache endlich ein für alle Mal ein Ende zu machen. Ich will zu dem König hingehen, und ich will ihm ſagen, daß er ſich keine Mühe weiter geben ſoll und daß die Brücke doch geſprengt wird. — —

Ludwig der Achtzehnte ſaß auf ſeinem breiten hochlehnigen Lehnſtuhl, deſſen ungeheure Weite ganz von der rieſigen Körpermaſſe des alten, ſiechen, gichtlahmen Königs ausgefüllt war. Er blickte mit düſterem traurigem Auge aus dem Fenſter auf die Kanonen hin, die ihre weiten Mündungen gerade ſeinem Fenſter zugewandt hatten.

Ach, ſeufzte er leiſe, dieſe preußiſchen Kanonenſchlünde ſagen mir nicht, wie meine Hofleute Schmeicheleien, ſondern ſie ſprechen zu mir mit ſehr herben Wahrheiten. Nicht die Liebe und der Enthuſiasmus meiner Unterthanen hat genügt mich auf meinen Thron zurückzuführen, ſondern es bedurfte dazu noch der Hülfe

meiner ſogenannten Freunde, welche ſich aber dabei ſehr als meine Feinde darſtellen, und deren inſolente Kanonenſchlünde mir ſagen, daß ich kein freier, ſelbſtſtändiger König bin, ſondern ein Gefangener meiner Befreier!

Sire, ſagte die ſchöne Gräfin Du Cayla, welche neben dem König auf dem kleinen Tabouret ſaß, und ihre großen brennenden Augen mit einem zärtlichen Ausdruck auf den König heftete, Sire, dieſe Herren Preußen werden ſich ohne Zweifel beeilen ihre Kanonen hier fortzubringen, da Ew. Majeſtät ſeit geſtern wieder in den Tuilerieen reſidiren. Wahrſcheinlich hat Ew. Majeſtät ſchnelle Ankunft ſie überraſcht, und ſie haben nur aus Verſehen die Kanonen hier zurückgelaſſen, welche ſie aufgeſtellt, ſo lange Ew. Majeſtät noch nicht da waren, und man von den Bonapartiſten noch Ruheſtörungen und Revolten erwarten konnte.

Es iſt indeſſen ſehr traurig, daß es unter meinen Unterthanen noch immer Bonapartiſten giebt, ſeufzte Ludwig. Leute, die ihren angeſtammten, rechtmäßigen König nicht anerkennen wollen, und ihm einen Uſurpator vorziehen. Ach meine Liebe, ich unterzeichne wohl meine Decrete als in dem einundzwanzigſten Jahre meiner Regierung, aber ich weiß ſehr wohl, daß ich noch nicht ein Jahr regiert habe, und daß ich auch in

dieſem Jahr mehr von den Umſtänden und der Charte regiert ward, als aus meinem eigenen Willen heraus regierte. Gott weiß, es ſind ſehr viele Dornen in dieſer Krone von Frankreich, und wahrlich, meine lieben Freunde, die Feinde verwunden meine Stirn eben ſo ſehr, wie die Bonapartiſten. Sie wollen mir jetzt eine neue Schmach bereiten, die Brücke von Jena vernichten!

Aber Ew. Majeſtät werden das nicht zugeben, rief die Gräfin, Sie werden es dieſen Barbaren verbieten, ein Denkmal des Ruhms von Frankreich zu zerſtören.

Wenn ich wirklich König wäre, und verbieten könnte, ſeufzte Ludwig, dann würde ich die Barbaren verjagen, und Frankreichs Denkmäler hätten nichts von ihrer Brutalität zu fürchten.

Sire, ſagte der Oberhofmarſchall, welcher leiſe in das Kabinet eingetreten war, der Fürſt Blücher iſt eben in die Tuilerien gekommen; und bittet Ew. Majeſtät demüthig um die Gnade einer Audienz.

Höflingsphraſen, ſagte Ludwig achſelzuckend, Sie wiſſen wohl, daß ich den Fürſten habe bitten laſſen, zu mir zu kommen, laſſen Sie ihn eintreten. Und Sie, meine Liebe, treten Sie hinter den Schirm dort, und ſeien Sie eine unſichtbare Zeugin meiner Unterredung mit dem Fürſten Blücher. —

Die Thür öffnete sich, und unter Vortritt des Oberhofmarschalls trat Fürst Blücher in seiner einfachen Husaren-Uniform, ohne Orden und Stern auf der Brust, zu dem König ein.

Mit einer leichten, wenig ceremoniellen Verbeugung näherte er sich dem König, der ihm, in seinem Lehnstuhl sitzend, einen gnädigen Gruß zunickte.

Sire, sagte Blücher, der Anrede des Königs zuvorkommend, Ew. Majestät haben mich hieher befohlen, und ich bin gekommen, aber ich benachrichtige Eure Majestät, daß ich durchaus kein Wort französisch verstehe.

Mein Herr, sagte der König, meine Mutter war eine Deutsche, ich darf daher Ihre Sprache fast meine Muttersprache nennen, und wir wollen uns also in derselben unterhalten. Herr Feldmarschall, die Feinde des Königs, Ihres Herrn, behaupten, daß Sie auf seinen Befehl ein Monument meiner Hauptstadt zerstören wollen, dessen Name allein Ihren Verdruß erregen kann, — ich will aber dieser Behauptung keinen Glauben schenken. Aber da ich meinen Alliirten gefällig zu sein wünsche, habe ich Befehl gegeben, daß die Brücke von Jena von jetzt an Brücke der Militair-Schule genannt werde, und ich habe Ihnen das selbst

ſagen wollen, damit Sie Ihren Souverain davon benachrichtigen.

Sire, ſagte Blücher rauh, ich kann nicht ein Monument in Paris beſtehen laſſen, das eine Beleidigung für meine Nation iſt. Die Brücke von Jena muß verſchwinden, und ihre Trümmer ſollen der Nachwelt ein Zeugniß ſein, daß Preußen nicht gezögert hat, ſeine Revanche zu nehmen.

Sie ſind ſehr ſtrenge, Herr Feldmarſchall. Genügt es Ihnen nicht, zwei Mal mit bewaffneter Hand in Paris eingezogen zu ſein, und wollen Sie empfindungsloſe Steine für den Namen ſtrafen, den man ihnen gegeben?

Bonaparte hat die Victoria vom Thor in Berlin fortgenommen, rief Blücher heftig, wir müſſen Repreſſalien gebrauchen.

Dann wäre es eigentlich richtiger, daß Sie die ganze Brücke fortnähmen, ſtatt daß Sie ſie in den Fluß werfen, ſagte der König mit einem ironiſchen Lächeln.

Blücher ſchleuderte auf ihn einen wilden, trotzigen Blick. Nichts wird mich abhalten von meinem Vorſatz, rief er. Ich will eine eclatante Rache nehmen für alle Beleidigungen, die mein Vaterland erduldet hat.

Sie wollen also auf mein Haupt die Beleidigungen zurückfallen lassen, die Sie vielleicht von einem Andern erduldet haben, sagte der König in lautem, zürnendem Ton. Ich rathe Ihnen indessen, Feldmarschall, mich nicht auf's Aeußerste zu treiben. Ich könnte sonst einen verzweifelten Entschluß fassen, der auf der Stelle meiner Krone ihre Würde wiedergeben, und die vermeintlichen Sieger in eine mißliche Lage bringen könnte.

Thun Sie das, Sire, sagte Blücher trotzig, es muß ein Jeder nach seinen Grundsätzen und seinem Gewissen handeln, ich werde das auch thun, und habe die Ehre, mich Ew. Majestät zu empfehlen.*)

Er verneigte sich flüchtig, und dem König den Rücken zuwendend, verließ er mit lauten, dröhnenden Schritten das Kabinet.

Der König schauete ihm mit blitzenden Augen nach, und als die Gräfin du Cayla wieder hinter dem Schirm hervortrat, sah sie, daß Ludwig sich ganz allein aus seinem Lehnstuhl erhoben hatte, und seiner Gicht und seiner Schmerzen nicht achtend, zu seinem Schreibtisch hinging.

---

*) Diese ganze Unterredung ist historisch. Siehe darüber: Mémoires d'une dame de qualité. Vol. I. 320.

Sire, rief die Gräfin zu ihm hinstürzend, um seine schwerfällige, wankende Gestalt zu unterstützen, Sire, was wollen Sie thun?

Ich will an den König von Preußen schreiben, rief Ludwig mit vor Zorn zitternder Stimme. Ich will meine Ehre nicht ruhig erwürgen lassen, und ich will Denen, welche es bezweifeln wollen, beweisen, daß noch Muth in diesem von Schmerzen geschwächten Körper wohnt. —

Er nahm hastig die Feder, und schrieb:

„Mein Herr Bruder! Der Feldmarschall Blücher mißbraucht Ihre Befehle, um die Zerstörung der Brücke von Jena, deren Namen ich verändert habe, und die jetzt Brücke der Militair-Schule heißt, anzuordnen. Diese unpassende Handlung könnte mich leicht mit meinen Unterthanen in Unfrieden bringen, weil sie glauben könnten, sie sei mit meiner Zustimmung geschehen. Sie würde meine Krone in Mißkredit bringen, denn ich bin in Paris, und ich setze voraus, daß Paris noch immer meine Residenz ist. Ich bitte Ew. Majestät, mit Ihrer Autorität einzuschreiten; es ist eine Gnade, welche ich von Ihnen erflehe. Wenn Sie indessen mir dieselbe nicht bewilligen wollen, so beschränke ich mich darauf, Sie aufzufordern, mich die

Stunde wissen zu lassen, in der man die Brücke zerstören will, damit ich mich alsdann mitten auf dieselbe setzen kann. Ludwig.“*)

Während ein Courier mit diesem Handschreiben Ludwigs des Achtzehnten an den König von Preußen nach dem unweit von Paris belegenen Hauptquartier des Monarchen hineilte, schrieb Blücher, nach St. Cloud zurückgekehrt, an den General von Zieten:

„Euer Excellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortsetzen, damit dieses zu unserer Beschimpfung errichtete Denkmal spätestens bis morgen früh um zehn Uhr vernichtet sei. Ew. Excellenz wollen in dieser Hinsicht allen Einwendungen, selbst von englischer Seite, gar kein Gehör geben, und nur dahin streben, diese Arbeit in kürzester Zeit zu beendigen. Blücher.“**)

Am andern Morgen um zehn Uhr tönte von Paris her lautes Donnern und Krachen, welches das Herz des alten Blücher mit Freude erfüllte.

Hurrah, Gneisenau, rief er frohmüthig. Es ist geschehen. Die Jena-Brücke ist zerstört. Nun können

---

*) Dame de qualité, I. 322.

**) Varnhagen v. Ense: Fürst Blücher von Wahlstadt. 476.

wir Preußen uns ſtolz in Paris zeigen. Das Denkmal unſerer Schmach iſt vernichtet.

Aber eine halbe Stunde ſpäter ſprengten zwei Couriere in den Hof des Schloſſes von St. Cloud.

Der eine brachte vom General von Zieten die Nachricht, daß die Sprengung der Brücke mißlungen und das Pulver in der Luft zerplatzt ſei, aber die Brücke nur wenig beſchädigt habe.*)

Der zweite Courier überbrachte dem Fürſten ein Handſchreiben des Königs von Preußen, in welchem derſelbe ſeinem Feldmarſchall die ernſte und beſtimmte Weiſung gab, von der Sprengung der Brücke abzuſtehn, und keine weitern Verſuche deshalb zu machen.

Es iſt vorbei, ſagte Blücher, die Franzoſen haben nun doch wieder geſiegt, und mir 'ne Schlacht abgewonnen. Unſere Schmach von Jena bleibt beſtehen, und alle unſere Siege haben ſie nicht ausgelöſcht. Ach, Gneiſenau, ich fange an zu glauben, daß alle unſere Siege, und alles Große, was die Deutſchen in dieſen letzten Jahren gethan, und alle ihre Heldenkämpfe doch vergeblich geweſen, und daß für das arme deutſche Volk wenig Vortheil und Segen davon übrig bleiben

*) Varnhagen. 477.

wird. Wir Soldaten, und das tapfere deutsche Volk, wir hatten unsere Sache wohl recht gut gemacht, aber die Diplomaten, die Diplomaten, die haben Alles verdorben. Was wir auf den Schlachtfeldern erworben, das ist in Wien von den Herren des Congresses wieder fortgeworfen worden, und nun wird Alles bleiben, wie es ist, und das deutsche Volk wird immer der Aschenbrödel der Nationen bleiben! —

Am Abend dieses Tages fand beim Herzog von Wellington ein großes Souper statt, auf dem alle Generäle, Minister und Diplomaten der Alliirten versammelt waren.

Es war eine heitere und frohbewegte Gesellschaft, und mancher Toast ward ausgebracht. Blücher indeß war heute ernster und stiller, wie er sonst zu sein pflegte, und schaute oft düster vor sich hin.

Endlich, nachdem Wellington, neben dem er saß, einen langen und wortreichen Toast ausgebracht, erhob sich auch Blücher von seinem Sitz. Er nahm sein Glas, und ein trotziger Ausdruck leuchtete von seinem gerötheten Angesicht.

Na, sagte er, jetzt will ich Euch auch einmal was ausbringen. Nu hört mal!

Und mit blitzenden Augen umher schauend, rief er,

sein Glas hoch emporhebend: Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden.*)

*) Dieser Toast machte damals durch ganz England die Runde, ward überall mit lautem Jubel aufgenommen und man nannte ihn den „Blücher-Toast." Siehe: Varnhagen. 479.

VII.

St. Helena.

Am andern Tage, nachdem Napoleon ſich auf die Inſel Aix begeben, waren alle Ausgänge des Hafens von engliſchen Schiffen blockirt, aber noch einmal ließen die jungen Marine-Officiere dem Kaiſer ihre Dienſte anbieten, verſicherten, daß es ihnen mit ihren leichten Fahrzeugen gelingen werde, allen engliſchen Kreuzern zum Trotz den Hafen zu verlaſſen und die hohe See zu gewinnen. Noch einmal ließ Capitain Baudin den Kaiſer beſchwören, ſich ihm anzuvertrauen und auf ſeinem däniſchen Schiff in dem ſichern Verſteck nach Amerika zu entfliehen.

Der Kaiſer lehnte alle dieſe Vorſchläge ab. Schweigend und unentſchloſſen verweilte er zwei Tage noch auf der Inſel Aix. Dann berief er alle die Herren ſeines Gefolges zu einem Kriegsrath zuſammen und beſprach ſich mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln.

Vorher aber hatte der Kaiſer den Grafen Las Caſes noch einmal zu dem Capitain Maitland geſchickt, und dieſen fragen laſſen, ob er glaube, daß man dem Kaiſer, wenn er ſich freiwillig auf engliſches Gebiet begebe, dort gaſtliche Aufnahme bewilligen, oder ob man ihn als Gefangenen behandeln werde.

Capitain Maitland hatte dieſe letztere Frage mit edlem Unwillen zurückgewieſen und erklärt, daß England ſich niemals ſo erniedrigen würde, Denjenigen, welcher ſich Schutz ſuchend auf Englands gaſtfreien Boden begebe, als Gefangenen zu behandeln. Er hatte feierlich verſichert, daß Napoleon in England ehrenvolle Aufnahme finden werde. Er hatte hinzugefügt, daß er jetzt vom Admiral Hotham ſeine Verhaltungsbefehle erhalten habe und daher ganz bereit ſei den Kaiſer mit ſeinem Gefolge auf dem Bellerophon aufzunehmen, und daß, ſobald er den Boden ſeines Schiffes betreten, er ſich auf engliſchem Boden und unter dem Schutz engliſcher Geſetze befinde.

Napoleon berieth ſich lange und ausführlich mit ſeinem kleinen improviſirten Kriegsrath, und das Ergebniß der Berathung war, daß es das Beſte und Gerathenſte ſei, wenn der Kaiſer ſich mit ſeinem Gefolge auf den Bellerophon begebe, die Gaſtfreundſchaft

Englands für ſich und ſeine Begleiter beanſpruche, und den Prinz-Regenten von England um ſeine Einwilligung zur Napoleons-Niederlaſſung in England erſuchen ſolle.

Ich will eigenhändig an den Prinz-Regenten ſchreiben, ſagte Napoleon, warten Sie meine Herren, Sie ſollen meinen Brief leſen.

Er ſetzte ſich, nahm die Feder zur Hand und ohne zu überlegen und zu ſinnen, warf er raſch einige Zeilen auf das Papier, das er dann dem Herzog von Rovigo darreichte.

Leſen Sie, Herzog, ſagte er, leſen Sie laut, denn nur wenn mein Schreiben Ihrer Aller Billigung findet, will ich es unterzeichnen.

Der Herzog las: „Königliche Hoheit! Im Kampf mit den Factionen, die mein Land zerfleiſchen, und mit der Feindſchaft der größten Mächte Europa's, habe ich meine politiſche Laufbahn beendigt. Ich komme, mich, gleich Themiſtocles an dem Heerd des britiſchen Volkes niederzuſetzen. Ich ſtelle mich unter den Schutz ſeiner Geſetze, welche ich von Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigſten, ſtandhafteſten und großmüthigſten meiner Feinde beanſpruche.“*)

*) Mémorial de Saint-Hélène par le Comte de Las Cases. Quart-Ausgabe. S. 6.

Nun, fragte Napoleon, genügt das?

Ja, Sire, sagte General Bertrand traurig, es genügt vollkommen, wenn einmal Ihre Uebersiedelung nach England fest beschlossen ist.

Es ist in diesen wenigen Zeilen Alles gesagt und ausgesprochen, was ein tapferer edler Besiegter seinem großmüthigen Sieger sagen und zugestehen kann, rief General Gourgaud.

Der Prinz-Regent wird diesen erhabenen rührenden Worten nicht widerstehen können, sagte Savary, er wird sich beeifern, dem edlen Vertrauen, welches Eure Majestät in ihn setzen, Ehre zu machen.

Der Kaiser nahm die Feder und unterzeichnete.

General Gourgaud, sagte er dann, ich sende Sie als Boten mit diesem Brief an den Prinz-Regenten von England. Sie werden mein Schreiben nur dem Prinz-Regenten persönlich übergeben. Sagen Sie ihm, daß ich nichts mehr begehre, nichts mehr fordere, als ein Asyl, um darin still und unbemerkt mein Leben zu beschließen, daß meine Thatkraft erschöpft, mein Ehrgeiz an Uebersättigung gestorben sei. Sagen Sie ihm, daß ich gar keine Auszeichnungen, keine Ehrenbezeugungen beanspruche, und daß ich, um diese zu vermeiden, sobald ich den Fuß auf den englischen Boden setze, meinen

Namen, meinen Rang ablegen wolle. Nicht Napoleon wird in England eine Zuflucht finden, sondern nur der Hauptmann Duroc.*) — Ich weiß, daß Duroc, wenn es ihm vergönnt ist auf diese Erde zu schauen, es zufrieden sein wird, daß ich ihn wieder aufleben lasse in mir, und mich unter den Schutz seines Namens stelle, um noch einige stille, friedliche Tage zu durchträumen. — Gehen Sie also, Gourgaud, übergeben Sie dem Prinz-Regenten meinen Brief, sagen Sie ihm, daß ich als Hauptmann Duroc in England landen will. Damit ist Alles gesagt! Lassen Sie aber erst eine Abschrift meines Briefes nehmen. Diese Abschrift soll der Graf Las Cases auf den Bellerophon zu dem Capitain Maitland tragen, und er soll ihm anzeigen, daß ich morgen mit Ihnen Allen an Bord des Bellerophon kommen werde! —

Und wie der Kaiser es bestimmt hatte, so geschah es. Am andern Tage, am funfzehnten Juli, begab sich Napoleon mit seinem Gefolge an Bord des Bellerophon.

Der Capitain Maitland empfing den Kaiser an der Schiffsleiter stehend, alle übrigen Matrosen und Soldaten des Schiffs standen in Parade auf dem Deck. Napo-

*) Las Cases: Mémorial. 11.

leon grüßte den Capitain mit einem leisen Kopfneigen, und seine Augen fest auf ihn heftend, sagte er: ich komme zu Ihnen an Bord, um mich unter den Schutz der englischen Gesetze zu stellen.

Capitain Maitland verneigte sich stumm, und der Kaiser schritt vorwärts durch die Reihen der englischen Marinesoldaten dahin, welche ihm die einem gekrönten Haupte schuldigen Ehrenbezeugungen erwiesen.

Auf der kleinen Erhöhung am Vordertheil des Schiffs blieb der Kaiser stehen, und schauete hinüber nach der französischen Brigg, welche ihn hergebracht, und die jetzt bereit war, in den Hafen zurückzusegeln.

Die ganze Mannschaft des französischen Schiffes war auf dem Deck aufgestellt, alle Gesichter waren dem englischen Schiff zugekehrt, Aller Augen waren auf den Kaiser geheftet, der da, allein, die Arme in einander geschlagen, das bleiche Antlitz beschattet von dem kleinen dreieckigen Hut, auf dem englischen Schiff stand, und seine düster flammenden Blicke auf sie heftete.

Das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben, und jetzt schwenkten die französischen Soldaten und Matrosen ihre Mützen, ihre Arme empor, und mit lautem, donnerndem Brausen tönte es herüber: Vive l'Empereur! Vive l'Empereur!

Es war das letzte Mal, daß Napoleon diesen Ruf vernahm! — —

Am andern Tage lichtete der Bellerophon die Anker, um nach England zu segeln, und dort, wie der Kaiser meinte, ihn und sein Gefolge an das Land zu setzen. —

Aber die Tage vergingen, der Bellerophon war schon in dem Hafen von Plymouth angelangt, und immer noch war keine Kunde von England gekommen, immer noch wußte Napoleon nicht, ob der Prinz-Regent seinen Wunsch genehmigt habe, ob er ihm gestatten wolle, in England als Hauptmann Duroc sich niederzulassen.

Endlich, am achtundzwanzigsten Juli, kam Gourgaud, — aber er brachte den Brief Napoleons an den Prinz-Regenten wieder mit sich. Man hatte ihn nicht an der englischen Küste landen lassen, man hatte sein Schreiben zurückgewiesen, weil der Prinz-Regent feierlich erklärt hatte, weder eine schriftliche noch mündliche Botschaft empfangen zu wollen.

Das Gefolge Napoleons nahm die Nachricht mit Entsetzen auf, aber der Kaiser selbst blieb ruhig. Er blieb auch dann noch ruhig, als Bertrand und Savary ihm von den Gerüchten Nachricht gaben, welche sich

auf dem Schiff verbreitet hatten, welche vom Lande herübergeweht waren, und die Einer dem Andern in's Ohr flüsterte, von den Gerüchten, welche sagten, daß England Napoleon als Gefangenen betrachten, und nach einer wüsten Insel im Ocean, nach St. Helena führen werde.

Nein, sagte Napoleon gelassen, das sind Verleumdungen. Ich habe mich freiwillig unter den Schutz Englands gestellt. Ich habe die Gastfreundschaft Englands beansprucht, und es wird und kann nicht so ehrlos handeln, mich, allem Kriegsrecht, aller Moral zum Trotz, als seinen Gefangenen betrachten zu wollen.

Aber bald sollte der Kaiser aus seinem Vertrauen aufgeschreckt werden.

Am dreißigsten Juli kam der Admiral Keith mit dem Unterstaats-Secretair Banbury an Bord des Bellerophon; sie begaben sich in die Cajüte zu Napoleon, der sie ernst und würdevoll empfing.

Sie theilten ihm mit, daß sie gekommen, ihm endlich die Entscheidung seines Schicksals zu bringen, und Lord Keith bat um die Erlaubniß, ihm die Depesche vorlesen zu dürfen, welche er so eben von den Ministern Englands erhalten habe.

Napoleon ertheilte diese Erlaubniß mit einem lang-

ſamen, ſtolzen Kopfnicken, dann, die Hand auf den Tiſch geſtützt, aufrecht ſtehend, den Admiral mit flammenden Blicken anſtarrend, hörte er der Vorleſung der miniſteriellen Botſchaft zu.

Dieſe Botſchaft lautete: „Mittheilung an Lord Keith im Namen der Miniſter Englands.

„Da es dem General Bonaparte angenehm ſein mag, ohne längere Verzögerung die Abſichten des brittiſchen Gouvernements in Bezug auf ſeine Perſon zu erfahren, ſo ermächtigen wir Ew. Herrlichkeit, ihm folgende Informationen mitzutheilen.“

„Es wäre wenig übereinſtimmend mit unſern Pflichten gegen unſer Land und die Alliirten Sr. Majeſtät, wenn wir dem General Bonaparte die Mittel und die Gelegenheit ließen, den Frieden Europa's auf's Neue zu beunruhigen; deshalb iſt es durchaus nothwendig, daß er in ſeiner perſönlichen Freiheit ſo weit beſchränkt werde, als es dieſes erſte und wichtigſte Augenmerk erheiſcht.“

„Die Inſel St. Helena iſt zu ſeinem künftigen Aufenthaltsort beſtimmt worden; ihr Klima iſt geſund, und ihre locale Lage erlaubt, daß man ihn dort mit mehr Nachſicht behandeln kann, wie man es anderswo dürfte, in Anbetracht der unvermeidlichen Vorſichtsmaß-

regeln, zu denen man genöthigt ist, um seiner Person gewiß zu sein."

„Man erlaubt dem General Bonaparte, unter den Personen, die ihn nach England begleitet haben, mit Ausnahme der Generäle Savary und Lallemand, sich drei Officiere zu wählen, welche, gleich seinem Chirurgen, die Erlaubniß erhalten werden, ihn nach St. Helena zu begleiten, aber die Insel nicht ohne die Einwilligung des brittischen Gouvernements wieder verlassen können.

Der Contre-Admiral Sir George Cockburne, der zum Commandanten en Chef des Kaps der guten Hoffnung und der begrenzenden Meere ernannt ist, wird den General Bonaparte und sein Gefolge nach Helena bringen, und genaue Instructionen, die Ausführung dieses Dienstes betreffend, erhalten."

„Sir George Cockburne wird wahrscheinlich schon in einigen Tagen zur Abfahrt bereit sein, deshalb ist es wünschenswerth, daß der General Bonaparte ohne Zögern die Wahl derjenigen Personen treffe, die ihn begleiten sollen."*)

Napoleon stand noch immer aufrecht, unbewegt da, als die Vorlesung beendet war, sein Angesicht war

*) Las Cases: Mémorial. S. 8.

ruhig, kalt und undurchdringlich wie immer, aber seine Augen schossen Blitze des Zorns, wie sie in den Tagen seiner Größe seine Augen geschleudert hatten. Damals hatten diese Blitze diejenigen zerschmettert, welche sie trafen, — heute prallten sie machtlos ab an dem ruhigen, gleichgültigen Gesicht des englischen Admirals.

Ich protestire gegen dies ehrlose, und unritterliche Verfahren, rief Napoleon mit donnernder Stimme. Ich protestire gegen die Gewalt, welche man mir anthun will. Ich bin der Gast Englands, nicht sein Gefangener; ich bin freiwillig gekommen, mich unter den Schutz seiner Gesetze zu stellen. Man entweiht in meiner Person die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft. Niemals werde ich mich freiwillig der Schmach fügen, welche man mir anthut. Die Gewalt allein kann mich dazu zwingen.

Admiral Keith erwiederte nichts. Er verneigte sich kalt und stumm, und verließ mit seinem Begleiter die Cajüte.

Napoleon war allein! Allein mit seinem Zorn, seinem Schmerz, allein mit seiner Verzweiflung. Er rang mit ihr viele Stunden lang, seine Diener hörten ihn mit hastigen Schritten auf- und abgehen, und laut und stürmisch mit sich selber sprechen. Aber nach und

nach ward er ſtiller, und als er nach langen, qualvollen Stunden wieder aus ſeiner Cajüte hervor, und in den Kreis ſeiner Diener trat, war ſein Geſicht wieder ruhig und unbeweglich, nur ſeine Lippen zuckten zuweilen, und um ſeine Augen lag ein tiefer bläulicher Schatten.

Napoleon hatte ſein Geſchick angenommen und keine Klage kam mehr über ſeine Lippen. Er wählte unter ſeinem Gefolge ſich Diejenigen, welche ihn begleiten ſollten, und die Generale Bertrand, Gourgaud und Montholon weinten Thränen ſtolzer Freude, als die Wahl des Kaiſers ſie traf, und der Graf Las Caſes war glücklich, als man auch ihm und ſeinem Sohn noch geſtattete, Napoleon begleiten zu dürfen.

Mit Thränen nahm ſein übriges Gefolge von ihm Abſchied; Napoleon allein weinte nicht. Ruhig, ſtolz und gelaſſen verließ er den Bellerophon, der zu klein und ſchwach befunden, um die Reiſe nach Helena machen zu können, und begab ſich an Bord des Schiffes Northumberland, das ihn nach ſeinem Exil führen ſollte.

Am achten Auguſt lichtete der Nothumberland die Anker, und ſegelte ab, ſeinem fernen Ziel entgegen.

Napoleon ſtand auf dem Verdeck, und blickte ſinnend hinunter in das Meer, das kräuſelnd das Schiff um-

rauschte. Neben ihm stand der Graf Las Cases, die Thränen zurückdrängend, welche der Abschied von seiner geliebten Gattin in seinen Augen zurückgelassen.

Es ist also unwiderruflich, sagte der Kaiser, meine Vergangenheit ist hinabgesunken in das Meer und da ruht sie wie die Perlen und Korallen. Aber kein Taucher wird sie wieder hervorholen können, sie ist verloren und begraben für immer. Sie bleibt hier zurück im Meer, das Frankreichs Küsten bespült, und ich gehe als ein neuer Mensch, als ein dem Schmerz Wiedergeborner, einer neuen Welt entgegen! Ich gehe nach Helena. — Aber ist es denn so gewiß, daß ich dahin gehe? rief er auf einmal laut. Ist denn ein Mensch abhängig von seines Gleichen, wenn er aufhören will, es zu sein?

Er neigte sich tiefer über das Meer und schaute lange schweigend hinunter in seine schäumenden Wasser.

Mein Lieber, sagte er dann mit leiser eindringlicher Stimme, ich habe zuweilen Lust Euch zu verlassen und das würde gar nicht schwer sein. Ich darf nur meiner Gemüthsstimmung etwas Gewalt über meinen Kopf lassen, und ich werde Euch bald entschlüpft, und Alles wird beendet sein, und Ihr werdet Alle ruhig zu Euren Familien zurückkehren können. Meine innere Ueberzeu-

gung legt mir keinen Zwang auf; ich gehöre zu Denen, welche glauben, daß die Strafen der andern Welt nur als ein Anhang zu den ungenügenden Reizen erfunden ſind, welche man uns ſonſt davon verſpricht. Gott kann niemals ein ſolches Gegengewicht ſeiner unendlichen Güte gewollt haben, vorzüglich wenn es ſich um Fälle wie dieſer iſt, handelt. Und was iſt es denn auch im Grunde? Nur der Wunſch, recht ſchnell zu ihm zurückzukehren.*)

Aber Ew. Majeſtät werden dieſem Wunſch nicht nachgeben, ſagte Las Caſes. Ew. Majeſtät werden das Wort der Dichter und Philoſophen beſtätigen, welche ſagen, daß der mit ſeinem Schickſal ringende Menſch ein den Göttern wohlgefälliger Anblick iſt. Das Unglück und die Niederlagen haben auch ihren Ruhm, und ein ſo erhabener, großer Character, wie Ew. Majeſtät, darf nicht gewöhnlich enden; der Mann, dem ganz Europa zu Füßen gelegen, der zwanzig Jahr ſeine Armee zu glänzenden Siegen geführt hat, dem die Beſten ſeiner Zeit gehorcht und ſich ihm gebeugt haben, der darf nicht enden, wie ein Spieler, der Alles verloren hat, oder wie ein verzweifelnder Liebhaber.

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Las Cases: Mémorial. S. 10.

Was ſollte denn aus Denen werden, welche an Sie glauben, auf Sie hoffen? Und wollen Sie denn, Sire, Denen, welche nichts lieber wünſchten, als auf immer von Ihnen befreit zu ſein, wollen Sie denn Denen ſich ſo zuvorkommend gefällig zeigen, ihren Wunſch zu erfüllen? Reizt Sie der Gedanke an Ihre Feinde nicht auf zum Widerſtand? Sire, der Kampf iſt noch nicht zu Ende, Sie ganz allein, ohne Armee, ohne Kanonen, Sie führen ihn durch ihr bloßes Daſein weiter gegen alle Ihre Feinde, und ganz Europa zittert vor Ihnen. Und dann, wer kann ermeſſen, was im Schooß der Zeiten begraben liegt? Wie Vieles kann ſich nicht ändern durch den Tod eines Fürſten, den Wechſel eines Miniſteriums, durch Leidenſchaften, Zwiſtigkeiten oder Freundſchaften. Sire, wer lebt, hat ein Anrecht auf die Zukunft, und er darf es nicht leichtſinnig von ſich ſchleudern.

Sie haben in manchem Betracht wohl Recht, ſagte Napoleon ſeufzend. Aber meine Seele ſchaudert bei dem Gedanken an die einſame unwirthbare Inſel im Weltmeer. Was werden wir nur dort beginnen, Graf?

Sire, wir werden von der Vergangenheit leben, und ſie iſt reich genug, um uns befriedigen zu können. Freuen wir uns nicht an dem Leben Cäſars, Alexan-

bers? Sie werden das Buch Ihrer Vergangenheit aufſchlagen, Sie werden ſich ſelbſt leſen!

Ja, ich will meine Memoiren ſchreiben, rief Napoleon lebhaft, man muß arbeiten! Arbeit iſt die Senſe der Zeit. Man muß ſeine Beſtimmung erfüllen, das iſt immer meine große Lehre geweſen. Nun wohl, ſo will ich auch die meine erfüllen, und will leben, ſo lange das Schickſal es verlangt. Sehen Sie, dort in dem blauen Nebel verſchwinden die Küſten von Frankreich! In dieſen blauen Nebeln verſchwindet auch meine Vergangenheit. Meine Zukunft heißt: „St. Helena! Gefangenſchaft!“ Sei es darum. Lebe wohl, Frankreich, Land der Tapfern! Lebe wohl, Europa!

Schluß der vierten und letzten Abtheilung.

Druck von C. Guthſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtr. 81.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Siebentes Buch. Die Schlacht bei Belle Alliance.

I. Das Maifeld 3
II. Die Kammern 23
III. Intriguen Fouché's 45
IV. Napoleons Abreiſe zur Armee 68
V. Die Schlacht bei Ligny 95
VI. Schlacht bei Belle Alliance 125
VII. Die Heimkehr 147
VIII. Die Abdankung 173

Achtes Buch. Malmaiſon und Helena.

I. Der deutſche Brief 191
II. In Malmaiſon 204
III. Der Abſchied 224
IV. In Rochefort 241
V. Die Brücke von Jena 252
VI. Der Blüchertoaſt 270
VII. St. Helena 287

Stanford University Libraries
3 6105 013 426 783

DC
209
M8
v. 4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.